Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 31 — Marburg i. H., den 4. August — 1910

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Die Zeit geht hin — Vom Wesen der Frömmigkeit — Ein letztes Wort der Begrüßung für den Berliner Weltkongreß — Das Evangelium und der Krieg. Drittes Stück — Zur neuesten Religions-Statistik in den Vereinigten Staaten — Als Arbeiter in Amerika (Kolb) — Unser Verbrechen (Rodionow) — Zur Protestbewegung gegen die Enzyklika — Verschiedenes: Das Elend der neuen Welt (Hunter); Der russische Bauer und die Aristokratie (Simkhowitsch); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Zeit geht hin mit leisem Tritt,
Und jeder Tag ein neues Schreiten
Hinaus in unbekannte Weiten,
Und jeder nimmt vom Leben mit
Sein Scherflein in die Ewigkeiten. W F

Vom Wesen der Frömmigkeit

Wir sind der Definitionen müde geworden, und das mit Recht. Aber die Klarheit des Denkens wollen wir darum nicht gering schätzen. Sie kann viel zur Vereinfachung unseres Seelenlebens beitragen, was in einer Zeit einer unübersehbar verwickelten Außenkultur doppelt not ist. Je schlichter und einfacher unsere Seele ist, um so leichter wird sich das Labyrinth da draußen entwirren, sodaß wir selbst freudig darüber staunen. Und echte Frömmigkeit macht uns einfach; denn sie ist nichts Anderes als der Glaube an den Sinn des Lebens, ein freudiges Bejahen des Lebens. Wer glaubt, mehr hinzutun zu müssen, könnte sie leicht in ihrer tiefen Einfachheit gefährden. Der fromme Mensch bejaht alles, was ihm begegnet, ob es nun heiter und fördernd oder niederschmetternd und widersinnig erscheint. Das war der Weg unsers Herrn. Darin besteht die schlichte Majestät dieses Weges. Das Letzte bei ihm war immer ein starkes Ja auch zu dem scheinbar Grausamen und Rohen. Er wußte, daß auch in den Steinen, die uns fühllos zu zermalmen scheinen, Gott lebt und daraus Lebenskräfte spendet. Wir rauben ihm etwas von seiner Größe und dem Troste seines Todes- und Lebensweges, wenn wir meinen, sein gewaltsames Abscheiden habe ihm schon lange vorher als ein wertvolles Opfer vorgeschwebt. Nein; je unvermittelter ihn ein rohes Geschick fortriß, je sinnloser diese Erfahrung im ersten Augenblick schien, und je kindlicher und frömmer er dennoch an ihren heiligen göttlichen Sinn glaubte, um so größer und tröstlicher wird uns Jesus. An den heiligen göttlichen Sinn des uns oft so Widersinnigen glauben, das ist Frömmigkeit im Sinne Jesu.

Hier ist der wahre Lebenstrunk für eine am Widersinn des Lebens krankende Zeit. Es ist keine bequeme fertige Medizin, aber ein Weg zur Neugeburt für alle, in denen der Lebenstrieb noch nicht ganz erstorben ist. Wem der Weg zu einfach dünkt, der prüfe sich selbst, ob sein Mehr nicht grade seine Krankheit ist, die es ihm erschwert, hell zu sehen und alles Seiende freudig zu bejahen, um es immer höher emporzulieben. Wer nach vielem Suchen in mancherlei Irrgärten diesen schlichten lebenspendenden Weg gefunden hat, der wandelt ihn mit stillem, dankbaren Herzen. Von Stufe zu Stufe erschließen sich ihm neue Lebenstiefen, und die Erfahrung dieses steten Werdens und Wachsens offenbart ihm das beseligende Geheimnis seiner Bestimmung.

K V

Ein letztes Wort der Begrüßung für den Berliner Weltkongreß

Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder; aber eine Wahrheit ist es, die gleich einer festen Achse gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht — **„Nähert euch dem Gott, den ihr meinet!“** Schiller, Philosophische Briefe

Nichts ist einzig seiner selbst willen da:
Ich sage, die ganze Erde und alle Gestirne am Firmament sind um der Religion willen da.
Ich sage, kein Mensch ist noch halb genug andächtig gewesen,
Und keiner hat bisher auch nur halb genug verehrt und angebetet,
Und noch keiner hat zu bedenken begonnen, wie göttlich er selbst ist und wie zuverlässig die Zukunft ist.
Whitman, Grashalme

Vom 5. bis 10. August tagt in Berlin der Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt. Er ist ein Gast auf deutschem Boden: empfangen wir ihn gastlich! Es kommt nicht nur darauf an, was er uns bringt, es kommt in gleichem Maße darauf an, was wir ihm bieten. Aus Beidem wird sich der innere Erfolg zusammensetzen, den wir ihm wünschen.

Viermal haben wir gefragt: Was soll uns der Berliner Weltkongreß? und darauf geantwortet. Vgl. Nr. 4, 6, 10, 19 dieses Jahres. So bedarf es nur eben noch eines kurzen Begrüßungsworts.

1

Das Neue, Fremde für uns ist an diesem Kongreß die amerikanische Welle, die über unser deutsches Festland schlägt. Andre Kreise unsrer Kirche sind schon länger in Fühlung mit dem amerikanischen Christentum: ich denke an die evangelische Allianz, an die Konferenzen der Missionsgesellschaften, der Jünglings- und Jungfrauenvereine. Die Beziehungen sind da nicht immer ohne Schwierigkeiten und Trübungen gewesen; jeweilen hat sich deutsche Art gegen fremden Einfluß gewehrt; der Segen der Befruchtung ist doch bleibend empfunden worden.

Der Kongreß ist eine amerikanische Gründung. Drüben wohnt der treibende Geist, drüben bringt man die Opfer. Man kommt zu uns mit heller fröhlicher Begeisterung; wir haben keinen Begriff von diesem unermeßlichen Optimismus. Ich wünsche allen Kongreßbesuchern, daß sie davon lebhaft berührt werden in ihrer Seele. Sie können ja doch nicht hinüber über den Ozean: wie freundlich, daß die Männer und Frauen zu uns herüberkommen! Man suche den Verkehr, die Bekanntschaft der Fremden, und man wird eine Erquickung des innern Menschen erfahren durch diese kindlich-selbstverständliche Frömmigkeit und eine Erweiterung seines Horizonts durch die kluge planmäßige Praxis ihres Vorgehns.

Neben den Amerikanern schätze ich die andern Fremden nicht gering: Engländer, Skandinavier, Holländer, Franzosen usw. Insbesondre die Franzosen seien uns doppelt willkommen. Sie stehen jetzt in Verhältnissen von äußerster Wichtigkeit für die Zukunft der Kirche und der Religion. Im übrigen, all diese Fremden stehn auf diesem Kongresse mit uns im Banne der Amerikaner und ihrer liebenswürdigen Energie.

2

Und nun wir schwerfälligen Deutschen. Ist es nicht ein Wunder, daß wir uns so viele zu diesem Ziel zusammengefunden haben? So viel gute Namen unter dem ersten Aufruf. So viel Besucher aus allen Gegenden. So viel berühmte Redner von allen Qualitäten. Ich habe ja keine Vorstellung, wie die Sitzungen verlaufen werden: anders als sonst, nicht ein langer Vortrag mit langer Diskussion, wie wir das lieben, sondern kurze, halbstündige Reden, eine nach der andern. Ich bin neugierig, wie deutsche Gelehrte das fertig bringen. Aber warum soll es nicht wirken, wenn Jeder sich auf einen Gedanken konzentriert, der ihm in seinem Arbeits- und Interessenkreise der wichtigste ist? oder ein wichtigster wenigstens? Ein Bekenntnis- oder Programmwort, wie sein Studium, seine Theologie es ihm aufdrängt?

Die Harmonie dieser Akkorde muß sich finden. Man ist gespannt darauf, wie auf ein Musikwerk vor der ersten Aufführung. Aber dafür ist doch gesorgt, daß unser Deutschtum nicht in Amerikanismus untergeht, auch auf dem Kongreß. Ja wir haben gerade im gegenwärtigen Moment eine besondre Freude daran, daß die deutsche Theologie in einer so wirksamen Weise in den Mittelpunkt dieser internationalen Veranstaltung tritt. Angesichts der gegenseitigen Kritik, die wir unermüdlich an uns üben, angesichts der Bannsprüche, den eine heilige oder unheilige Einfalt immer wieder gegen unsern Unglauben schleudert, angesichts der Todfeindschaft, mit der eine sich voraussetzungslos dünkende Wissenschaft oder Weltanschauung leidenschaftlich unser Christentum beehrt: welch willkommene Gelegenheit, uns als ein festes, lebendiges und gesundes Ganze vor aller Welt darzustellen! Wie zeitgemäß das ist, haben wir nicht vorausgewußt, als wir der Berliner Einladung zustimmten. Heute wissen wir es, und wünschen der deutschen Theologie für ihr Auftreten in Berlin eine gute Stunde.

3

Allerlei Veranstaltungen echt amerikanischen Ursprungs werden sich an dieses deutsche Hauptstück des Kongresses anschließen. Orthodoxe, Katholiken, Freidenker, Juden, Eigenleute der religiösen Verkündigung, auch Männer aus der Heidenwelt, die nicht ferne sind vom Reiche Gottes. Eine bunte Gesellschaft, und doch, man hätte sie gern noch bunter! Denn für die Männer aus Asien zwar dünkt mich die Zeit ebenso zu kurz wie zu lang: zu kurz, weil wir uns ihrer Sendung in so flüchtiger Berührung doch nicht bemächtigen können, und darum die Zeit fast zu kostbar ist für das vergebliche Bemühen. Aber vielleicht kann doch auch da Fruchtbares sich entspinnen, und wenn wir nichts von ihnen haben, dann vielleicht sie von uns! — Höchst wertvoll aber scheint mir dieser Versuch, Männer der verschiedensten christlichen Ueberzeugung zusammenzubringen: hier sind gemeinsame Voraussetzungen genug; das lebendige Wort und die persönliche Erscheinung mag auf Grund der vorhandenen Kenntnis leicht ein rasches und bleibendes Verständnis auslösen. Und wie sollte das je ohne Wert sein? Hier aber gilt mehr als von allem Andern: das Experiment muß sich selber rechtfertigen. Und hier habe ich die Eine Sorge, daß die Zeit knapper bemessen ist, als der Versuch fordert. Nun es ist, wie auch sonst, durch Parallelversammlungen die Zeit verdoppelt, so muß dann Jeder zusehn, wohin das stärkere Interesse ihn zieht. Aber die andre Sorge vor der Religionsmischung, die wir nun demnächst unter dem Einfluß dieser Veranstaltungen erleben sollen, — die überlasse ich denen, die sie haben. Und ich wünschte im idealen Interesse, daß die Zahl der Redner dieser Gruppe noch viel größer sein könnte. Ausdrücklich aber möchte ich Lasson, Cohen, Lipsius, Lhotzky, Schrempf, Murri und Loyson (den Sohn) an dieser Stelle herzlich willkommen heißen.

4

Der Kongreß nennt sich einen Weltkongreß „für freies Christentum und religiösen Fortschritt.“ Ueber diesen Namen ist genug gescholten worden. Es gab auch allerhand andre Vorschläge, ehe man ihn durch Mehrheitsbeschluß festlegte.

Ich finde ihn gut. Der Haupteinwand ist: „freies Christentum“ „religiöser Fortschritt“ was für Phrasen! Nun kann ich Niemandem helfen, dem es wirklich Phrasen sind. Das kann der Fall sein durch seine eigne Schuld, oder durch Schuld der Geschichte, die in seiner Umgebung diese Losungen durchgemacht haben. Ist es seine Schuld, so soll er zusehn, daß er Erlösung davon finde. Ist es Schuld der Zeiten um ihn her — ja dann soll er tun, was sein Gewissen ihm sagt, damit er sühne und bessre. Ich finde nun, daß, wie die Dinge in Preußen-Deutschland stehn, Worte wie „freies Christentum“ und „religiöser Fortschritt“ unverbraucht sind. Mir sind sie keine Phrasen. Ich finde, daß das Christentum auf unsrer geistigen Entwickelung vielfach lastet mit einem Druck, der die durch Jesus und die Apostel, durch Luther und die befreienden Geister nach ihm in uns gelegten Kräfte zuweilen niederhält, statt sie zur frischen Entfaltung zu führen. Ich sage mit Bedacht „zuweilen“ und ich verwerfe nicht jeden Druck: ohne den Druck der Vergangenheit kein gesunder Fortschritt, ohne Autorität keine Freiheit. Ich verzichte nicht darauf, gründlich „konservativ“ zu sein. Aber der Gedanke eines „freien Christentums“ gegenüber viel unnötiger, törichter und sündiger Gebundenheit hat für mich etwas ebenso tief Anziehendes, ja er ist mir unentbehrlich für ein zielfreudiges Wirken im Namen des Christentums.

Und ebenso lohnt es mir um den „religiösen Fortschritt.“ In Gottes Namen auch im Bunde mit Reformbewegungen in andern Religionen. Ich habe keinen klaren Begriff von der Stärke und Tiefe dieser Regungen. Aber darum kann ich sie nicht verwerfen. Unsre „Mission“ ist nicht so mächtig und so gesegnet, daß ich nicht gerne mit auf ein Entgegenkommen der Entwickelung hoffte und rechnete, die im eignen Boden der Fremdreligionen wurzelt. Insbesondre das Verhältnis zum Judentum kann unmöglich bloß auf dem Wege der Judenmission geregelt werden. Für all diese Dinge müßten wir mehr Kraft, mehr Zeit, mehr Einsicht haben. Und die modernen Ersatzreligionen, die auf christlichem Boden sich unserm Geschlecht anbieten? Die aufschießen wie die Pilze und zum Teil auch kaum von längerer Dauer sind? Alles Symptome, die wir wohl mehr beachten könnten, als wir tun, Erscheinungen, zwischen denen wir mehr scheiden und unterscheiden sollten, als wir tun. Und endlich unsre frommen Individualisten und Evangelisten, unsre Sektierer und Gemeinschaftsleute, die um irgendwelchen Anstoßes, um irgendwelcher Schwerfälligkeit und Rückständigkeit willen sich von der Kirche abgewendet haben: wäre das nicht ein Ziel, ernster Bemühung wert, daß wir mit ihnen allen in innigeren Austausch und gründlichere Auseinandersetzung eintreten? Die Art, wie wir in Deutschland unsre Wechselbeziehungen abzumachen pflegen, ist doch wahrhaftig nicht so, daß es da keines Fortschritts bedürfte. Nun, ein solcher Kongreß kann eingewurzelte Gewöhnungen nicht beseitigen, aber er kann doch Anstöße geben zu heilsamen Wandlungen.

Und so faßt der Name des Kongresses — schwerfällig genug — doch gar nicht so übel das zusammen, was der Kongreß uns sein könnte. Möge Gott zu dem, was mit gutem Willen begonnen und mit wachsender Freude vorbereitet ist, ein freundliches Gelingen schenken! R

Das Evangelium und der Krieg

3

Trotz Alledem — daß Christentum und Krieg sich im Grunde ausschließen, daß der Krieg gebietet, was diese Religion verbietet: das sollte Niemand leugnen. Und Niemand leugnet es im Grunde. Denn man kann wohl an der Lehre Jesu abstreichen, mildern, reduzieren, was Zeit und Umwelt an ihr gestaltet haben — und es ist bemerkenswert, wieviel leichteren Herzens

manche Schriftgelehrte an der Ethik Jesu modeln, als an dogmatisch nutzbaren Worten — gerade wenn man die Summe des Evangeliums zieht, wie sein Verkünder sie selbst gezogen hat, wird die sittliche Unmöglichkeit des Krieges in diesem Bannkreis der Gottes- und Menschenliebe offenbar. So muß sich der christliche Verteidiger des Krieges von vornherein auf Entschuldigungsgründe beschränken. Daß wir sie noch einmal zu Worte kommen lassen: all diese Rechtfertigungsversuche gehen davon aus, daß der Krieg — nicht etwa aus dem Geiste des Christentums entstanden oder ihm wesensverwandt sei, sondern daß hier eine harte Wirklichkeit vorliege, die die christliche Religion in der Welt vorgefunden, und mit der sie sich irgendwie abzufinden habe. Der nächstliegende Ausweg ist daher, den Krieg als ein göttliches Verhängnis aufzufassen, das seit Anbeginn auf der sündigen Menschheit ruhe. Etwa im Sinn der Schillerworte:

> Der Krieg ist furchtbar wie des Himmels Plagen,
> doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.

Hier erscheint der Krieg wie eine objektive Macht, der der Mensch, ja, auch die Menschheit ohnmächtig gegenübersteht. Und der religiöse Glaube, der das Sündhafte daran empfindet, verleiht doch diesem Schicksal zugleich die Würde einer Sündenstrafe, unter die man sich beugen müsse. Daher sind viele geneigt, wie Schiller getan, den Völkerkrieg mit elementaren Unglücksfällen zu vergleichen: Unwettern, vulkanischen Ausbrüchen, Feuersbrünsten. Oder wie wir von Luther hörten, mit verheerenden Seuchen, schweren Erkrankungen, die nur durch gewaltsamen Eingriff in das Leben der Völker zu heilen wären. Aber das heißt doch wohl, die Begriffe verschieben. Wohl mag dem rückschauenden Historiker die Kriegsgeschichte des Menschengeschlechts als eine Reihe immer neu ausbrechender Epidemieen sich darstellen; wohl mag er, der immer natürliche Ursachen sucht, die Notwendigkeiten daran betonen: So mußte es kommen! . . . Und wenn ein Dichter die Schrecken des Krieges malt, ein bildender Künstler sie verkörpert, so mag von der Furie geredet werden oder ein Dämon schauerlich daherziehen oder ein apokalyptischer Reiter durch die Lüfte brausen — sittlich betrachtet, gehört der Krieg zu den Willensäußerungen der Menschen, die sie tun und auch lassen können, für die sie verantwortlich sind! Der Schein des Uebermenschlichen am Kriege entsteht nur dadurch, daß hier nicht der Einzelne handelt, sondern eine vieltausendköpfige Masse sich in Bewegung setzt, die den Einzelnen fortreißt; daß weitgreifende, schwer übersehbare Ursachen hier ihre Folgen über eine Gesamtheit ergießen. Aber mag der einzelne Mensch, umrungen von dem Gewoge des Völkerlebens, den hereinbrechenden Krieg wie eine naturgewaltige Katastrophe empfinden — steht denn der Mensch sonst mit gefalteten Händen vor den verheerenden Mächten der Natur? Fügen wir hinzu: ist das christlich, das Uebel einfach hinzunehmen, das Menschenglück verwüstet, ohne kräftig dagegen die Hände zu rühren? Seit wann gilt es für unfromm, daß man Blitzableiter auf die Dächer setzt oder Staubecken anlegt, um den Hochwassern zu wehren? Und wäre der Krieg eine Krankheit, an der die Völker nun einmal leiden — nehmen wir denn sonst die Krankheiten als ein unentrinnbares Schicksal hin? Gehen wir nicht solchen selbst zu Leibe, die seit Urzeiten als unheilbar, als eine hoffnungslose Gottesgeißel geduldet wurden? Wie schief war doch das Gleichnis Luthers von der Seuche des Krieges, die nur durch eine blutige Operation zu heilen wäre! Denn hier heilt nicht ein Arzt einen Kranken, sondern zwei Kranke operieren sich gegenseitig. Und nicht die faulen Glieder werden abgesägt, sondern tausendfach die gesunden. Und ehe er auf Tod und Leben schneidet, soll ein gewissenhafter Arzt alles Aeußerste versuchen, von innen heraus den ganzen Körper zu retten. Ach, dieses Gerede von dem „notwendigen Uebel“ des Krieges! Ist das nicht hundert gegen ein Mal nur die Ausflucht der geistigen Bequemlichkeit und sittlichen Trägheit? Dürfen wir überhaupt von „notwendigen Uebeln“ sprechen? Ist das nicht unsittlicher Fatalismus? Jedes Uebel — und je größer es ist, desto mehr — ruft uns zur Tat auf, zu Abhilfe und Gegenwirkung. Und das ist wohl auch im Sinne des Mannes, der uns von jenem Samariter erzählte. Zwei gingen vorüber an dem Todwunden und überließen ihn „seinem Schicksal“; der Dritte griff zu und schlug den Tod in die Flucht.

Aber halt! Da ist ein großes Mißverständnis! rufen uns die Fürsprecher des Krieges zu. Eine arge Verkennung einer erhabenen Sache! Der Krieg ist ja gar nicht nur ein Uebel — er ist auch ein Gut! Darf man doch zweifeln, ob nicht die Fülle des Guten, die er mit sich bringt, so groß ist, daß die dunklen Begleiterscheinungen daneben verschwinden! Da treten sie in langer Reihe vor uns hin, die Anwälte des Völkerkrieges: tiefe Denker, ernste Sittenprediger, überzeugte Christen. Laßt einen für alle reden, einen, dem Niemand die moralische Würde, den höchstgespannten Idealismus absprechen wird: Schiller. „Ein furchtbar Schrecknis ist der Krieg“, so hebt er an, und Niemand bestreitets. Ja, lebte er heute, im Zeitalter der Panzerschiffe, Torpedos, Sprengminen, Riesengeschütze, Handgranaten und bald auch Luftkreuzer, die aus den Wolken Tod herniederhageln — sein sprachgewaltiger Mund würde noch unheimlichere Worte finden, die Greuel des Völkergemetzels zu schildern. Aber er sagt uns auch: „Im Kriege ist das Letzte nicht der Krieg.“ Wie darf man das vergessen! Man kämpft doch nicht, um zu kämpfen. Kulturvölker wenigstens tun das nicht, mögen Barbaren aus reiner Kampflust sich befehden. Man kämpft auch nicht aus persönlichem Haß gegen die fremde Nation — mögen auch heute noch vor einem Kriege Volksleidenschaften entfesselt werden und während der Schlacht nicht selten das Tier im Menschen erwachen. Man streitet für eine große Sache:

> Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
> wenn es der Kampf nicht ist fürs Vaterland?

Und dabei spricht auch die Religion mit. Nie wird der Gottgläubige es sich nehmen lassen, daß der Heimatboden, auf dem er gewachsen ist, keine zufällige Stätte seines Wirkens ist, sondern eine von oben her ihm bestimmte, die er hüten darf und soll. Und gerade die Kriege der Neuzeit, die nicht mehr von gekauften Söldnerheeren geführt werden, sondern eine Gesamttat des Volkes in Waffen sind, tragen diesen Grundzug des „Einer für Alle und Alle für Einen.“ Frevel ist es, da von „Massenmord“ zu reden, wo nach vollzogener Kriegserklärung in ehrlichem Ringen Volk gegen Volk sich stellt. Und ist denn Blutvergießen der Zweck? Ist es nicht nur das leider unvermeidliche Mittel, den Gegner kampfunfähig zu machen? Mord wäre das, wo nicht nur die Absicht des Tötens fehlt, sondern auch jeglicher Egoismus des Einzelnen? Wo Jeder sich selber opfert auf dem Altare des Vaterlandes?

Denn nichts Größeres kann ein Mensch vollbringen, als daß er sich einsetzt für eine edle Sache. Das sollte doch wohl auch ein Christ empfinden; gerade in ihm sollten da verwandte Saiten klingen. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Ist es Zufall, daß die größte Tat, die wir kennen, so oft in Bildern des Krieges dargestellt worden, wo der Feldherr den Seinen voranschreitet in selbstgewählten Tod hinein? Idealistischer kann einer wohl nicht handeln, als wenn er das Leben nicht ansieht für der Güter höchstes; sein sinnliches Dasein preisgibt für einen übergreifenden Gedanken. Wehe dem Volke, dessen Söhne solcher Aufopferung nicht mehr fähig sind! Es ist reif zum Untergange!

> Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
> ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Darum zeugt der Krieg Helden. Da erwachen die echten Mannestugenden: persönlicher Mut, Todesverachtung, Gemeinsinn. Da schwinden auf blutiger Wahlstatt die Grenzscheiden der Stände und Klassen. Da hat der Reiche keinen Vorzug vor dem Armen. „Da wird der Mann noch gewogen.“ Und auch die Frauen hinter der Schlachtreihe, Mithelferinnen im Felde oder daheim, müssen Opfer des Herzens bringen. — Was wollt ihr Friedensfreunde an die Stelle dieses Heldentumes setzen? Wenn ein Volk sich nicht mehr begeistern darf an einem Leonidas, Winkelried, Körner? Wollt ihr Memmen erziehen?

Und wie segensvoll ist schon der Waffendienst der männlichen Jugend im Frieden! Eine Schule der leiblichen Uebung, geistiger Zucht; eine Pflanzstätte des Gehorsams, der Unterordnung ohne soziale Vorrechte. Und daß es nicht nur ein Waffenspiel ist, sondern im Hintergrunde die ernste Möglichkeit steht, die ultima ratio der Völker!

Ja, der Krieg ist gut. Trotz des unsäglichen Elendes, das er anrichtet — nein, auch wegen der blutigen Opfer, die er verlangt. Gut, wie das Unwetter, das nach schwülen Sommertagen dunkel heraufzieht, tötliches Feuer im finstern Schoße, wirbelnden Sturm und Hagelschlag niedersendet — und doch ein Segen für die lechzende Erde. Unerträgliche Spannung löst sich, die Luft wird klar, das Land erfrischt. Und mögen tausend Blüten zerknickt werden, tausend blühen von neuem auf; morsches Gezweig zerbricht, aber das Lebensfähige treibt um so stärker. So reinigt der Krieg die Völkerwelt. — Wie gefährlich sind dagegen lange Friedenszeiten! Das Volk verweichlicht, zumal nach einem glücklichen Kriege. Sinnengenuß, Ueppigkeit schießen geil empor. Der Staat ist für den Einzelnen nur noch das bequeme Schutzdach, unter dem er sich selber, seinem kleinlichen Nutzen lebt. Ubi bene ibi patria wird zum Grundsatz; Vaterlandsliebe zum Geschäft zwischen mir und dem Gemeinwesen, wobei ich für möglichst geringe Leistungen möglichst viel Sicherheit und Annehmlichkeit verlange. So erstirbt der Idealismus, und öde Selbstsucht macht sich behaglich breit. . . . Da ertönt die Drommete des Krieges und rüttelt die Geister auf: Nun gib hin, was du bist und hast, für das große Ganze! Bezahle mit deinen höchsten Erdengütern die Ehre, das Dasein deines nationalen Hauses! Krieg muß sein. Er ist einmal „der Vater aller Dinge.“ Auf der Spannung der Gegensätze beruht das Leben. Die Höherentwicklung alles Lebendigen ist nur aus bittrem Kampfe ums Dasein erfolgt. Und so wird es bleiben bis ans Ende der Tage.

„Der ewige Friede“, hat Moltke gesagt, „ist ein Traum — und nicht einmal ein schöner Traum.“ Und bedenklich scheint es Manchen, auch nur von ihm zu reden. Erschlaffend wirkt schon der Gedanke, lähmt den Mut, den kriegerischen Geist, die männliche Lust am Waffenhandwerk, entnervt die Opferwilligkeit. Gefährlich auch um des eigenen Volkes willen, Friedenspredigten zu halten. Denn es reizt nur die feindlichen Nachbarn, die in der Friedensseligkeit ein Geständnis der Schwäche sehen, das Volk, das solche Schäferlieder singt, zum Waffengange herauszufordern. „Willst du den Frieden, so rüste zum Krieg!“

Was antworten wir auf diese Anwaltrede?

Nithack-Stahn

Zur neuesten Religions-Statistik in den Vereinigten Staaten

Im Anschluß an den im Jahre 1900 in Nordamerika erhobenen allgemeinen Zensus hat die Regierung der Vereinigten Staaten im Jahre 1906 Nachforschungen über kirchliche Verhältnisse anstellen lassen. Das Resultat dieser Erhebungen ist erst kürzlich veröffentlicht worden und überrascht in mannigfacher Weise den Beobachter kirchlicher Verhältnisse im Staatenbunde. Zunächst ergibt sich, daß trotz der starken Einwanderung von Asiaten, die sich nicht zur christlichen Religion bekennen, die nichtchristlichen Religionen doch noch in keiner Weise so stark geworden sind, daß man mit ihnen als einem Machtfaktor zu rechnen hat. Während nämlich im Jahre 1890 sich achtundneunzig Prozent der Gesamtbevölkerung zur christlichen Religion bekannten, sind es heute immer noch siebenundneunzig Prozent. So hat, allgemein ausgedrückt, auch heute noch, und voraussichtlich noch auf längere Zeit, Nordamerika es mit zwei Religionsformen zu tun, der protestantischen und der katholischen. Trotz ihres enormen Wachstums und ihrer Fortschritte in den Großstädten des Ostens spielt die jüdische Religion doch noch eine ganz untergeordnete Rolle. Dagegen offenbart der neue Religionszensus an etlichen Orten der Vereinigten Staaten eine derartige Verschiebung von alten protestantischen Zentren, ein solches Vordringen des Katholizismus in rein protestantische Kulturgebiete, daß es interessant sein muß, den Gründen dieser Verschiebungen und den dadurch entstandenen neuen Problemen volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Um mit dem markantesten Beispiel zu beginnen, wenden wir unseren Blick nach den Neu-England Staaten. Von hier aus hat sich einst die protestantisch-puritanische Kultur Amerikas nach dem Westen hin durchgesetzt, in ihren ganzen sozialen und politischen Anschauungen tragen diese Staaten einen protestantischen Charakter zur Schau. In etlichen dieser Staaten gab es bei der Gründung der Union überhaupt keine Katholiken. In Massachusetts z. B. war ihnen einst jede Niederlassung untersagt; als sich dann doch einige einstellten, hat man 1647 das Gesetz verabschiedet, durch das katholische Ansiedler mit Todesstrafe bedroht wurden. In Connecticut verweigerte man ihnen noch 1743 die sonst in jener Kolonie übliche Toleranz und wollte die bürgerlichen Rechte auf die Anhänger protestantischer Kirchen beschränkt wissen. Als nach dem Revolutionskriege den einzelnen Staaten die vom Kongreß ausgearbeitete Konstitution mit ihrer Bestimmung der religiösen Freiheit für jedes kirchliche Bekenntnis zur Begutachtung vorgelegt wurde, kam aus den Neu-England-Staaten der Protest gegen diese Bestimmung und wurde damit begründet, daß durch solche Freiheit der Katholizismus eine zu große Ausbreitungsmöglichkeit gewinne und eine Gefahr für das Wesen der Union bedeute. Der heutige Zensus offenbart nun, daß die alten protestantischen Neu-England-Staaten nicht nur eine katholische Majorität aufweisen, sondern geradezu die Stärke des Katholizismus bilden. In den Jahren 1890—1906 hat sich in einigen der nordatlantischen Staaten die Zahl der katholischen Einwohner verdoppelt. Nach der neusten Auflage des in Milwaukee erscheinenden offiziellen „Katholischen Adreßbuches“, wohnen heute im Staat New-York 2,722,649 Katholiken, in Massachusetts 1,373,772; in Connecticut 570,000; und im kleinen Rhode Island 242,000. Nach dem Regierungszensus sind es im ganzen zweiundzwanzig Staaten, in denen während der letzten sechzehn Jahre die katholische Einwanderung das Uebergewicht über die protestantische davongetragen hat. Daß diese Verstärkung der katholischen Kirche eben Folge der Einwanderung ist, ist so selbstverständlich, daß es nur dieser Erinnerung bedarf.

Leider hat sich das Einwanderungsbureau in New-York seit 1900 genötigt gesehen, die Einwanderer nicht mehr nach ihrem religiösen Bekenntnis zu fragen; doch sind seine letzten Zahlen von 1900 instruktiv genug. Denn von den 361,000 Einwanderern jenes Jahrs bekannten sich 52% zur römisch-katholischen Kirche, während nur 5% Protestanten waren. Seit jenem Jahre aber hat das Verhältnis der katholischen Einwanderung zu der protestantischen sich noch bedeutend zu Gunsten der ersteren verändert, wenn auch der genaue Zahlenausweis darüber nicht zu erbringen ist. Nach dem Staatszensus hat innerhalb der letzten 56 Jahre (bis 1906) der Protestantismus sich numerisch verfünffacht, der Katholizismus sich verdreizehnfacht. Hand in Hand ist mit diesem numerischen Wachstum Roms eine Steigerung seines Grundbesitzes und Eigentumwertes gegangen. Derselbe repräsentierte:

1850	einen Wert von	9,256,758 Doll.
1890	„ „ „	118,123,346 „
1906	„ „ „	292,638,787 „

Daß diese Verschiebung des numerischen Verhältnisses der beiden Kirchen eventuell auf das ganze kirchliche, soziale und politische Leben in den Vereinigten Staaten eine einschneidende Wirkung haben könnte, ist ohne weiteres klar. Gleichwohl muß zuerst auf das energischste betont werden, daß der Amerikaner zunächst in diesen Verschiebungen keine Gefahr für seine Institutionen erblickt. Er sieht hier kein großes Problem und fühlt sich in keiner Weise vor eine Krisis gestellt. Es wäre auch nichts weniger als weise, aus diesen Verhältnissen ein Problem aufbauschen zu wollen, was in Amerika besonders dem Deutsch-Amerikaner sehr nahe liegt. Ein Problem für den Protestantismus selbst besteht auch nicht; das Einzige, was not tut, ist: die Augen offen halten und lernen, mit den veränderten Verhältnissen zu rechnen.

Es hat im Staatenbunde Zeiten gegeben, in denen der Politiker bei allen Wahlen, den Landeswahlen, mehr noch den städtischen und Staats-Wahlen, stets mit den Parteien der Eingewanderten rechnen mußte und konnte. Zeiten, in denen sich gewisse Rassen und Schichten der Bevölkerung oder Einwanderung so solidarisch fühlten, daß man, ohne daß diese Schichten politisch organisiert waren, doch mit den Stimmen der „Neger", der „Deutschen", der „Irländer" als solcher rechnete. Die Zeiten sind vorüber. Diese Klassen sind amerikanisiert und assimiliert. Das wäre politisch die einzige Gefahr, die vom erstarkten Katholizismus heraufgebracht werden könnte, daß er so sehr Einwandererkirche und zwar unintelligente Einwandererkirche würde, daß durch die Bischöfe die Stimmen der Millionen von Katholiken kontrolliert würden. Aber bisher hat sich trotz der Vorstöße einzelner Fanatiker kein einziger großer und weitgehend durchgeführter Versuch in der Linie geltend gemacht. Auch sind bedeutende, fast protestantisch zu nennende Organisationen vorhanden, wie vor allem die Labor Union, die einen derartigen katholischen Staatsstreich äußerst illusorisch machen würden.

Wie hat die katholische Kirche ihre Machtstellung erreicht? Wollte man die Frage einfach mit dem Wort die Einwanderung beantworten, so täte man Unrecht, weil man die gewaltige Arbeitsleistung der römischen Kirche nicht mitrechnen würde. Die Einwanderer kommen unorganisiert, als Individuen, oft ohne allen Anschluß und ohne jede Fühlung, meist ohne klaren Blick, wo sie sich niederlassen wollen, und in großer Zahl standen sie auch der Kirche ihres Heimatlandes völlig gleichgültig gegenüber. Letzteres gilt besonders von den Italienern. Es ist die Arbeit der katholischen Kirche gewesen, die sie hier organisiert hat, es sind ihre Organisationen und Institute, die die Zerstreuten hier gesammelt hat. Die nördlichen Staaten, in denen Handel und Industrie den Ackerbau mehr zurücktreten läßt, sind der Zufluchtsort der Einwanderer. Hier hat die katholische Kirche in fast allen Städten, im Süden und Westen in allen Großstädten, durch weitsichtige und kluge Organisation ihren Kindern die Wege in ihre Kirche geebnet. Hier sind Kirchen und Kapellen erbaut, Gemeinden gegründet und Priester angestellt nicht für heute und morgen, nein, etliche ihrer gebauten Kirchen sind so geräumig, daß in ihnen schon die Sitzplätze für die Leute reserviert sind, die in Italien heute noch ihre Orangen verkaufen, um in fünf oder sechs Jahren über die Frage nachzudenken, ob sie nicht nach Amerika auswandern sollten. Diese Kirchen liegen natürlich nicht in den Zentren der Städte, sondern weit draußen in den Vorstädten, wo heute Grund und Boden noch billig ist, wo aber einst der Arbeiter sich niederlassen wird. Der schnell angewachsene Reichtum der katholischen Kirche kommt vielfach aus solchem Grundbesitz her, der mit offenem Blick für die Zukunft billig angekauft wurde, um dann mit der Erweiterung des Weichbildes der Städte schnell an Wert zu steigen. Auf diesem Grundbesitz erheben sich dann die oft imposanten Wohltätigkeitsanstalten der Kirche, und ein einziger Blick auf das, was da gebaut ist, genügt, um dem Einwanderer eine neue Liebe zu seiner alten Kirche einzuflößen, die es im fremden Lande so gut verstanden hat, ihm eine Stätte zu bereiten, wo er seine alte Sitte und seine alte Sprache wiederfindet. Er fühlt die Macht und den Vorzug der Organisation und findet Halt und Zuflucht, wo ihm sonst wenig Entgegenkommen gezeigt wird. Zu gute kommt dem Katholizismus auch dies, daß seine Kinder sich schwerer von seiner Gemeinschaft lösen, als die protestantischen Christen sich von der ihren, denn der Zensus weist nach, daß von je tausend Protestanten 324 Kommunikanten sind, von je tausend Katholiken hingegen 523. Die katholische Kirche hat sich also im stande gezeigt, die Hälfte ihrer Kinder zu aktiven Gliedern ihrer Gemeinden zu machen, während der Protestantismus sich begnügen muß, ein Dritteil seiner Anhänger als aktive Kirchenglieder zu betrachten. Zur guten Organisation der katholischen Kirche gehört auch, daß ihre Kirchengebäude in den meisten Städten günstiger gelegen sind als die protestantischen. Dies führt sich auf zwei Gründe zurück. Einmal ist die Mehrzahl der protestantischen Gemeinden älter und hat ihr Gotteshaus errichtet zu einer Zeit, in der man die Entwicklung der Stadt noch nicht so gut voraus sehen konnte, wie die letzten zwei Jahrzehnte das ermöglicht haben. Zum anderen wirkt die Zersplitterung des Protestantismus dahin, daß möglichst jede Denomination es versucht, im sogenannten „besseren" Stadtteil vertreten zu sein, darum finden wir in diesen Stadtteilen eine Ueberladung mit protestantischen Kirchen, während die Vorstädte oft eher über Mangel an protestantisch kirchlicher Versorgung zu klagen haben. So gestaltet sich z. B. in Providence, R. J., das kirchliche Stadtbild etwa folgendermaßen. Die Stadt zählt 200,000 Einwohner:

Römisch-katholisch	102,358	20	Kirchen
Protestanten zusammen	88,303	89	„
Baptisten	18,776	27	„
Episkopale	18,828	14	„
Kongregationalisten	8,292	13	„
Methodisten	9,303	19	„
Presbyterianer	2,461	4	„
Kleinere Denominationen	7,636	12	„
Unentschiedene (hauptsächlich Protestanten)	21,611	—	„
Juden	7,974	9	„
Armenier und Griechen	1,396	—	„

Trotzdem hier die katholische Kirche 14,000 mehr Glieder hat als alle anderen zusammengenommen, kommt sie mit 69 weniger Kirchengebäuden aus und ihre zwanzig Kirchen sind so gelegen, daß die Glieder derselben sie leichter und schneller erreichen können als die Protestanten die ihren. Wie in den meisten Großstädten, ist das kirchliche Stadtbild auch hier zerfahren, denn in den drei Stadtteilen, welche die geringste Bevölkerung aufweisen, befindet sich die größte Zahl von Kirchen, oder anders ausgedrückt, der Stadtteil, der 26 % der Bevölkerung besitzt, enthält 50 % aller protestantischen Kirchen. Auf protestantischer Seite Ueberfüllung der Stadtteile der Wohlhabenden mit Gotteshäusern, auf katholischer gleichmäßige Verteilung über die ganze Stadt. Es ist wieder die einheitliche Organisation, die der Einwanderung entgegenkommt, auf Grund deren der Katholizismus seine Ziele erreicht.

Liegt die Stärke des Katholizismus heute in seiner organisierten Arbeit unter den Einwanderern, so die Kraft des Protestantismus in dem Charakter seiner landeingesessenen, falls eingewanderten, doch meist völlig amerikanisierten Bevölkerung. Der Protestantismus verfügt über eine starke und anpassungsfähige Kultur mit vorzüglichsten Bildungsanstalten, die seine Glieder selbst gebaut haben. Während die katholische Kirche Millionen unfertiger, unselbständiger, unamerikanisierter Elemente zählt, denen es oft unendlich schwer wird sich zu assimilieren, arbeitet er mit Gliedern, die selbst ein klares Bewußtsein von den religiösen und geistigen Aufgaben der Zukunft haben. Das in Amerika lebende niedrige und ungeschulte Element besteht nicht aus den landesgeborenen Amerikanern, sondern aus den fremdgeborenen und fremdsprachigen Lohnarbeitern und ihren Kindern. Die oben in der Stadt Providence genannten einflußreichen, echt amerikanischen Kirchen setzen sich mehr und mehr aus den Kindern der intelligenteren Klassen zusammen, damit ist gemeint aus Leuten, welche über eine gute amerikanische Schul- und College-Bildung verfügen, aus Berufsklassen, in denen intellektuelles Leben fluktuiert, aus Leuten, die sozial sich als nicht zu den Arbeiterschichten gehörig rechnen, aus kleineren oder größeren Geschäftsleuten, Stadtbeamten, Fabrikbesitzern, Aerzten, Advokaten, Lehrerinnen, Arbeiteraufsehern und Arbeitergebern im weitesten Sinne des Wortes. Es wird in diesen protestantisch amerikanischen Kirchen so oft die Frage verhandelt: „Warum haben wir so wenige wirkliche Arbeiter unter uns?" Sie beantwortet sich am richtigsten dahin, daß man sagt: der Arbeiter selbst gehört heute noch im weitesten Sinne zur Kirche der Einwanderer; nicht ausschließlich zur katholischen Kirche, sondern auch noch zu den deutsch- oder schwedisch- oder dänisch-amerikanischen Einwanderergemeinschaften. Damit ist durchaus nicht gesagt, daß diese genannten Kirchen noch ganz in der Sprache der einst Eingewanderten ihre Gottesdienste halten, auch nicht gesagt, daß die Kinder dieser Eingewanderten wieder „Arbeiter" sind, sondern nur darauf hingewiesen, daß in diesen, im wahren Sinn des Wortes „demokratischen" Kirchen der Einwanderer sich mit Kind und Kindeskind

wohler fühlt, als in den Gemeinden, in denen Besitz und Bildung oft das schlichtreligiöse Gefühl stören. Es ist selbstverständlich, daß auch in original-amerikanischen Gemeinden sich Arbeiter befinden, besonders vielleicht bei den Methodisten und Baptisten; aber sie sind dort nicht mehr als Klasse und fühlen sich dort oft nicht wohl, weil sie den sozialen und materiellen Anforderungen jener Gemeinden an ihre Glieder nicht genügen können. Es stellt den deutschen, dänischen und anderen Kirchen der früheren Einwanderer das beste Zeugnis aus, daß der Amerikaner bis heute niemals irgend ein Bedürfnis gefühlt hat sich um diese Kirchen viel zu kümmern, weil er sah, daß in ihnen genug geistige Kraft und Anpassungsfähigkeit vorhanden war, um sie sich selbst überlassen zu können. Dasselbe Zutrauen kann er der heutigen untergeordneten Einwanderung leider nicht mehr entgegenbringen.

Bei der schnellen Entwicklung und der fluktuierenden Bevölkerung vieler amerikanischen Städte haben auch alte protestantische Gemeinden es oft nicht leicht, selbst wenn sie zu Reichtum gekommen sind, sich eine treue Schar aktiver Glieder zu erhalten: wenn sie es nicht verstehen, ihre Glieder durch soziale und kirchliche Arbeit zu fesseln. So finden wir gegenüber der Wohltätigkeit der katholischen Kirche, welche stets mehr Wohltätigkeit der Gesamtkirche ist, eine stark ausgeprägte protestantische Gemeindewohltätigkeit, die sich in den verschiedensten sozialen, philanthropischen, intellektuellen Anstalten oder Unternehmungen auslebt. Die meisten protestantischen Gemeinden zeigen eine starke Elastizität in der Anpassung an die sich um sie herum ändernden Verhältnisse; trotzdem setzt sich in ihnen in den letzten Jahren das Gefühl durch, daß für eine große innere Missionsarbeit im eigenen Lande mit der einseitig lokalen philanthropischen Arbeit oft wenig genützt ist: es gilt mit der Zeit eine starke Zentrale zu schaffen, deren Blick weiter als auf die Kirchtumpolitik der Lokalgemeinde gerichtet ist. Die Stärke des amerikanischen Protestantismus liegt außer in seiner Geschichte darin, daß man mit ihm als mit einem Faktor, den man kennt, rechnen darf; man kann bei neuen Bewegungen, neuen Problemen, neuen Nöten mit ziemlicher Gewißheit im voraus die Stellung der protestantischen Kirchen angeben, selbst die Mittel, die aus ihr flüssig zu machen sind, annähernd abschätzen, denn man kennt ihren Charakter. Hingegen steht man heute der katholischen Kirche in Amerika als einem Fremdling gegenüber, dessen Kraft man noch nicht einzuschätzen vermag, weil sie sich noch nicht entwickeln konnte. Alle ihre Sorge und Mühe galt bisher fast ausschließlich der Vollendung der eigenen Organisation; aber man weiß, daß in diesem amerikanischen Katholizismus Kräfte schlummern, die willens und fähig sind, für weitere und größere Ziele als allein den Bau eines katholischen Gotteshauses einzutreten. Der amerikanische Katholik steht im Durchschnitt dem Priester weniger unterwürfig gegenüber als der europäische, er weiß, daß auch seine Kirche Konzessionen an die Gesamtheit zu machen hat, er steht dem Protestanten freundlicher gegenüber als auf dem Boden des europäischen Kontinents, denn auf den amerikanischen Boden hat keine Reformation und Gegenreformation Jahrhunderte währende Verbitterung gesät. So ist es schon verschiedentlich in neuerer Zeit vorgekommen, daß z. B. katholische Gemeinden eine soziale Arbeit, die von den Protestanten aufgegeben wurde, weil der Distrikt, in dem die Arbeit geschah, völlig katholisch wurde, einfach übernommen und fortgeführt haben. Allerdings bereitet die große katholische Einwanderung der letzten Jahre dem Amerikaner manche sorgenvolle Stunde, aber nicht weil sie katholisch ist, sondern weil sie aus der kulturell so zurückgebliebenen Südost-Ecke Europas stammt, weil sie aus viel Händen, aber wenig Köpfen und Seelen besteht, weil die Schnelligkeit, mit der ein Tausend dem anderen folgt, dem Assimilierungsprozeß immer neue Schranken in den Weg legt.

Daß auch der strengste protestantische Puritanismus auf die Dauer zu bröckeln und zu wanken beginnt, wenn immer aufs neue er seine alte Position verfechten soll, hat sich in den letzten Jahren am deutlichsten in der Sabbatfrage gezeigt. Einst legte der Protestant Gewicht darauf, sonntäglich zweimal im Gotteshaus zu beten, er sah erst mit Unwillen, allmählich aber mit Gleichgültigkeit auf den katholischen Nachbar, der seinen Kirchgang früh morgens abmachte, um sich dann seines langen freien Sonntags zu erfreuen. Besteht heute der puritanische Sabbat nicht mehr, so hat ihn der Deutsche und der Katholik vernichtet, die beide ihn in europäischer Weise mit Spiel, Sport, harmlosem Vergnügen, mit Ergehen im Stadtpark und in die Ausflugsorte der Nachbarschaft feiern wollen. Sobald einmal die numerisch größere Zahl den Sabbat zum Sonntag gestempelt hatte, sah sich die Minderheit zu Konzessionen genötigt.

Hie und da wird der Versuch, den einzelne protestantische Kirchengemeinden, aber auch ganze Denominationen unternehmen, unter den eingewanderten Italienern protestantische Missionen zu gründen, als eine Feindschaft zwischen den beiden großen Kirchen angesehen. Doch mit Unrecht. Diese Missionen, die nicht immer erfolglos geblieben sind, erklären sich lediglich aus dem zwischen allen Kirchen in Amerika bestehenden Konkurrenzkampf, der in diesem Falle aus der Tatsache, daß eben viele aus Italien Einwandernde innerlich mit dem römischen Wesen gebrochen haben, sein Recht schöpft. Aufs Ganze gesehen ist das, was in diesem Kampf der katholischen Kirche verloren geht, wie ein Tropfen am Eimer. Die Stimmen im protestantischen Lager, die trotz mancher Schwächen der katholischen Erziehungsmethode an ihren Neuankömmlingen rückhaltlos anerkennen, daß das Verdienst des katholischen Teils an der Erziehung der Bevölkerung doch ein großes ist, mehren sich stetig. Bezeichnend bleibt allerdings doch der Unterschied der Art, wie die erwähnten protestantischen Missionen an den katholischen Einwanderern arbeiten im Gegensatz zur Arbeitsmethode des Katholizismus. Denn während alles, was der letztere tut, ein rein religiöses Gepräge trägt, ist die Arbeit des ersteren grade so sehr sozial wie religiös-geistig orientiert. Sie besteht neben der Einrichtung von kirchlichen Unterrichtsklassen aus Vorträgen zur Hebung der Bildung und zur Einführung in amerikanische Arbeits- und Lebensauffassung. Nirgends sind sich heute die Grenzen zwischen kirchlicher und sozialer Arbeit so nahe gerückt, als in dieser Art Missionsarbeit. Die rein amerikanischen Gemeinden sind heute über den Standpunkt hinausgewachsen, von dem aus man einst glaubte religiös sein zu können und die Kultur dabei bei Seite zu lassen. Es gibt für sie nur noch ein religiöses Heben, das im Zusammenhang steht mit geistigem und sozialem Heben. Weil der amerikanische Protestantismus dies erkennt, gilt seine Arbeit an den Einwanderern Südost-Europas dem Brechen der nationalen Schranken und der nationalen Beschränktheit dieser Ankömmlinge, denn nur durch diese Arbeit kann er hoffen, diese Einwanderer einst, ob katholisch oder protestantisch, dem Gemeinwohl der Union nutzbar zu machen. Hieraus erklärt sich auch in den letzten Jahren eine gewisse Näherung der protestantischen Kirchen an die Verbände der Labor Union. Auch sie können ihre Ziele nur durch einen sittlich sozialen Gesamtaufschwung der neuen Einwanderer erreichen. Praktisch hat sich die Labor Union als die beste bisherige Schule erwiesen, in der der Einwanderer zu einer freiheitlichen, ehrlichen, aufopferungsfähigen, klassenhaßfreien und doch gemeinschaftsbewußten Persönlichkeit herangebildet wird. Daß tatsächlich diese Verbände, ohne es statutengemäß auszusprechen, in ihrer ganzen Art protestantischen Charakter tragen, zeigt sich immer wieder darin, daß die katholischen Glieder dieser Vereine sich dem Einfluß des Priesters zu entziehen wissen und oft genug ihre Verbindung mit der katholischen Kirche ganz lösen.

Endlich offenbart der Zensus noch eine überaus erfreuliche Tatsache. Grade in den Neu-England Staaten, wo der Katholizismus am meisten an Macht gewonnen hat, hat sich zur gleichen Zeit das protestantische Bewußtsein am festesten ausgebildet. Die scharfe Konkurrenz hat sich als heilsam erwiesen. In dem kirchlich mehr liberalen als orthodoxen Neu-England ist es in den letzten sechszehn Jahren erreicht, daß während in anderen Landesteilen im Durchschnitt von je tausend Protestanten, wie wir oben sahen, sich nur 335 Kommunikanten befinden, im Westen sogar nur 213, hier die Zahl auf 435 angewachsen ist.

Dies sind Betrachtungen, die der neue Zensus nahe gelegt hat. Vielleicht ist das Merkwürdigste dabei dies, daß es im Lande der vielen Kirchen dahin gekommen ist, daß innerhalb einer Generation ein numerisch stark protestantisches Gebiet in

ein Gebiet mit überwiegend katholischer Bevölkerung sich wandeln konnte, ohne daß dadurch die innere Einheit des Volkes, das politische und soziale Gesamtstreben und das amerikanische Ideal gelitten hat. Hans Haupt

Als Arbeiter in Amerika

Von Regierungsrat Kolb. Berlin, Karl Sigismund 1904. 141 S. 3 Mk.

Man darf wohl auch einmal ein Buch empfehlen, das schon sechs Jahr alt ist. Damals, als des Regierungsrates Kolb Erlebnisse unter deutsch-amerikanischen Großstadt-Proletariern erschienen waren, hat mir sein Buch einen großen Eindruck gemacht, und wer es von mir zu lesen bekam, der erlebte dasselbe. In der papiernen Oeffentlichkeit der Zeitschriften habe ich von seinen Spuren nicht allzuviel entdecken können; vielleicht war sein Inhalt nicht sensationell genug, vielleicht nahmen die Tagebücher einer Verlorenen — wie weit liegt das hinter uns im wesenlosen Scheine! — das öffentliche Interesse mehr in Anspruch. Nun bin ich bei einer Arbeit über ein soziales Thema wieder an das Buch von Kolb geraten und es hat mich frisch und unvergangen angeschaut wie vor fünf Jahren. So darf es wohl auch den Lesern der Christlichen Welt empfohlen sein!

Nicht eben häufig mag der Anlaß kommen, der diesem Buch zur Entstehung geholfen hat. Ein königlich preußischer Regierungsrat, „geringer besoldet als so mancher Schutzmann in Chicago" (S. 53), weilt zu Studienzwecken auf ein Jahr in den Vereinigten Staaten. Nach zwei Monaten, als sich die Eindrücke zu ordnen, Vergleiche aufzudrängen beginnen, fällt ihm vor Allem Eins auf: von der Sozialdemokratie hört und sieht er drüben nichts. In dem Heimatland der Trustmagnaten, wo das Großkapital dominiert wie sonst nirgendwo in der Welt, kennt man das rote Gespenst kaum dem Namen nach. So reizt es ihn, die Existenzbedingungen des Proletariates drüben kennen zu lernen, das auch in seinen deutschen Bestandteilen vom kommunistischen Evangelium nichts wissen will. Darum wird er selber Arbeiter in Chicago, hängt, wie Göhre sagen würde, seinen Regierungsratrock an den Nagel und zieht eine Arbeiterjoppe an und versucht festen Fuß zu fassen in der industriellen Armee der Millionenstadt, in der mehr Deutsche wohnen als in München und jeder vierte Mann ein Deutscher ist.

So etwa hebt die Einleitung an, und in vier Abschnitten wird nun erzählt, wie es dem Verfasser auf seiner Fahrt ins Proletarierland gegangen ist, was er auf seiner Fahrt gesehen und entdeckt hat. Erst will sein Kahn hartnäckig nicht vom Ufer. Sechs volle Wochen braucht er, um überhaupt eine Stelle zu finden. Es glückt ihm, in einer Brauerei anzukommen. Nach Monatsfrist wird er dort ohne sein Verschulden entlassen und aufs Pflaster geworfen. Mit Empfehlungen, von denen er Gebrauch machen muß, um nicht wieder Zeit zu verlieren, kommt er dann in eine Fahrradfabrik, wo er drei Monate hinter dem Schraubstock steht. Schließlich bringt er noch einen Monat in einer Arbeiterherberge in San Franzisco zu: zur Handarbeit dort will die Energie nicht mehr reichen.

Was die sechseinhalb Monate an Erlebnissen und Anschauungen eingetragen haben, wird ja zunächst die interessieren, die an dem regen Interesse für Amerika, das Land der Zukunft und der unbegrenzten Möglichkeiten, teilnehmen. Sie werden an Kolbs Buch nicht vorübergehen dürfen, weil sie hier die unerläßliche Ergänzung finden zu den glänzenden, oft blendenden Bildern, die sie sich drüben selbst oder aus Büchern hier geholt haben. Man sieht in diesem Buch die amerikanische Welt in einer eigentümlichen Beleuchtung, wie wenn das Licht von tief unten her kommt, daß die langen Schlagschatten stark hervortreten. Nicht daß irgendwie das Agitatorische, Aufregende, Beunruhigende besonders herausgeholt wäre! Die temperamentvolle, oft mit norddeutschem Humor versetzte lebendige Schilderung, die bis zum Ende niemals ermattet, hält sich von jeder Tendenz frei, urteilt nur wenig und beschränkt sich mit gutem Erfolg auf das Schildern, das der Verfasser vorzüglich versteht. Ich meine, sein Buch müsse den Amerikafahrern eine notwendige Lektüre werden, auch wenn die Resultate, zu denen Kolb gekommen ist, durch Sombarts Untersuchungen antiquiert und korrigiert sein sollten, was ich nicht entscheiden kann. Nicht auf die Resultate kommt es hier an, sondern auf die Art, wie die Proletarierwelt gesehen ist und wie das Geschaute beschrieben ist. Und darum werden nun auch alle sozial Interessierten, besonders die Großstadtpastoren mit Nutzen in diese Proletarierwelt hineinschauen und vielerlei für sich und wie sie ihren Beruf, die Armenpflege, die Behandlung der Bummler und Arbeitslose u. A. betreiben sollen, von Kolb lernen können, gerade weil er so objektiv erzählt und schildert. Wir brauchen bei der Gefahr der Mechanisierung, die uns in der Großstadt so nahe liegt, eine soziale Rückenstärkung und wollen dankbar sein, wenn wir sie in so wirksamer Form finden.

Von den vielen interessanten Einzelheiten, die das Buch bringt, will ich nur wenige herausgreifen. Die Jagd nach der Arbeit mit der Wartestunde vor der Expedition der Abendpost — bei uns würde es heißen: des Generalanzeigers — wird anschaulich beschrieben, ebenso die bedenkliche Praxis mancher Stellenvermittlungsbureaus. Das Deprimierende der langen Arbeitsuche mit ihren fortgesetzten Enttäuschungen und Demütigungen wird richtig hervorgehoben: aus den Zahlen der Arbeitslosenstatistik wird das gerüttelte Maß von Herzeleid und sittlichem Verderben herausgefühlt. Endlich darf Kolb in der Brauerei anfangen: er beschreibt genau und gut seine Arbeitsgenossen, die er, was die höfliche Lebensart betrifft, über die deutschen Arbeiter in der Heimat stellt, ihre Kleidung, Wohnung, Nahrung, Löhnung, auch das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Arbeitsgenossen, die sich durchweg wohlanständig und zurückhaltend betragen haben. Mir fiel dabei ein Kapitel aus Brommes Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters ein, in dem haarsträubende Einzelheiten über den Verkehr mit den weiblichen Arbeitskameraden berichtet werden: hier kommt der ungeheure Unterschied in der Achtung der Frau hier und drüben so recht zur Erscheinung. Schlafburschen und den zersetzenden Einfluß, den das Schlafstellenwesen in unseren großen Städten ausübt, hat Kolb drüben nicht wahrgenommen: man wohnt erheblich gesunder und billiger in Chicago als in Berlin. Sehr vernünftig wird von Ueberstunden geurteilt: lange Arbeitszeit ist unrentabel. Ueberstunden steigern die tägliche Arbeitsleistung nur vorübergehend, die Intensität der Arbeit wächst automatisch mit der Verkürzung der Arbeitszeit. Sätze, die z. B. der Evangelisch-soziale Kongreß immer wieder betont hat, sind hier praktisch erlebt worden: seitdem er selbst Ueberstunden hat machen müssen, tritt Regierungsrat Kolb rückhaltlos ein für Kürzung der Arbeitszeit, so weit und so umfassend, wie sie nur irgend möglich ist. Auch zu der in der Christlichen Welt oft behandelten Frage, ob der Beruf in der modernen Welt wirklich immer ein ethisches Gut zu nennen sei, wird Stellung genommen. Kolb verneint die Frage und kommt auch darum zur Kürzung der freudlosen, Sinn und Gemüt ausdörrenden Arbeit. Ueber die Temperenz und ihre Vertreter wird sehr verständig berichtet, ebenso von den Stimmungen der deutschen Arbeiter drüben, den eingewurzelten und den neu zugewanderten. Die kirchliche Lage wird nur gestreift: für den Proletarier deutscher Abkunft kommt die Kirche nicht in Betracht — tout comme chez nous, bei der englisch redenden Arbeiterschaft ist die religiöse Indifferenz weniger groß. Vielleicht hat hier der Verfasser zu schnell geurteilt und zu rasch hingesehen: mir kommen, namentlich nach den Aufsätzen in der Christlichen Welt 1908 von Professor Rauschenbusch, seine Ausführungen über die kirchlichen Verhältnisse ein wenig oberflächlich und ungerecht vor. Aber das war für ihn ja auch nicht die Hauptsache. Hierin liegt der große Unterschied dieses Buches von Göhres Drei Monate Fabrikarbeiter, an die man sich natürlich auf Schritt und Tritt erinnert fühlt. Göhre hat als Theologe sein Werk getan und beschrieben, und alles gipfelt in den schönen Ausführungen über Religion und Sittlichkeit seiner Arbeitsgenossen, die von einem herzlichen proletarischen Mitgefühl, ja Mitleiden getragen sind. Bei Kolb schaut doch immer der etwas kühle, überlegene Jurist und Nationalökonom heraus und eine andersbegründete Herzlichkeit klingt mit hinein in seine Worte, die freilich auch von einem liebenswerten Menschen geschrieben sind und durchaus

persönlich wirken. Von der Religion der Arbeiter ist also nicht allzuviel berichtet, vielleicht weil auch nichts zu berichten war. Von den sittlichen Verhältnissen gibt vor allem das letzte Kapitel eine deutliche Vorstellung, die man behalten muß, wenn von der höheren Bewertung des Weibes drüben geredet wird.

Von der Organisation der Arbeiter, ihrem Sport, der gelben Gefahr usw. möge man selbst in Kolbs Buche lesen: es ist alles so fesselnd geschrieben, daß man sich von den Problemen selbst angerührt fühlt. Und so wird das wohl ein Buch sein, das sich vorzüglich eignet, ahnungslosern Menschen in die Hand gelegt zu werden, die noch immer die soziale Bewegung mit der Agitation gewissenloser Volksverführer begründen wollen und nicht begreifen können, woher die vielen Sozialdemokraten kommen. Vielleicht tut es diesen dann den Dienst, den Kolb sich selbst geleistet hat mit seiner Unternehmung: „Ich fand Probleme, wo ich Axiome wähnte. Manche Wünsche unserer Arbeiterschaft, die ich vordem verständnislos überhörte, halte ich heute für ernstlich diskutabel.“ Rudolf Hermes

Unser Verbrechen

Unser Verbrechen. Erlebtes, nicht Erdachtes. Roman aus dem russischen Volksleben. Von J. A. Rodionow. Uebersetzt von A. Ripke. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1910. 4, gebunden 5 Mk.

Das Buch ist eine Tat. Daran kann weder das etwas ändern, daß es einen Kosakenobersten zum Urheber hat, noch auch, daß es eigentlich eine Verzweiflungstat ist. Die Not seines Volkes ist so groß, so grenzenlos, daß sich der Mann nicht mehr anders zu helfen weiß, als sie hinauszuschreien in die Welt, ob nicht von irgendwoher Rettung käme. Den letzten Anstoß dazu gab ein ganz gewöhnlicher Rechtshandel. Ein ganz gewöhnlicher Rechtshandel mit einem ganz gewöhnlichen Ausgang. Aber eben diese ganze Gewöhnlichkeit ist grad das Furchtbarste daran.

Es handelt sich dabei kurz um Folgendes. Fünf verkommene Burschen verschwören sich gegen einen jungen Mann, den stärksten und tüchtigsten im ganzen Dorf. Der Anführer von ihnen, ein Freund und Verwandter zu diesem, will sich an ihm rächen. Eigentlich ohne rechten Grund. Und die übrigen halten so mit. Weil: wo Blut fließt, auch Branntwein fließt. Bei einer günstigen Gelegenheit machen sie den Nichtsahnenden trunken, ermorden ihn auf offener Landstraße und fahren davon. Dank der Geschicklichkeit des Untersuchungsrichters werden sie erst freigesprochen. Aus der Haft entlassen, treffen sie unterwegs den Leichenwagen. Der Auftritt da mit den Leidtragenden, am Sarg des Ermordeten: das ist wohl das Grauenhafteste, was sich überhaupt denken läßt. Mit ihrer „Freiheit“ machen sie auch weiter Stadt und Land unsicher. Alles ungehindert und ungestraft. Bis sie dann von einem Augenzeugen jenes Mordes verraten werden. Drei von ihnen werden verhaftet, vor Gericht gestellt — die übrigen zwei sind bloß unschuldige Zeugen! — und zu ganzen 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Bis zum Antritt ihrer Strafe auf freien Fuß gesetzt, jauchzen und jubeln sie draußen vorm Gerichtsgebäude:

> Jetzt muß man sich an Fedjka Ryschow und an Wanjka Djomin machen. Laß uns nur erst mal diese Sache abgemacht haben. Dann rechnen wir auch schon mit denen ab. Diesmal machen wirs besser. Wir fallen schon nicht mehr so herein. Vorwärts, Kinder, gehn wir in die Stadt, um bis zum Morgen zu trinken! Bis zum Hals sauf ich mich voll!

So werden solche Wahnsinnige noch verrückter gemacht, als sie schon ohnehin waren, und ruhig auf die Gesellschaft losgelassen. Man ist doch „liberal“! Es ist eben alles Mode. Aber auch nur Mode. Und das Ende davon kann nur ein allgemeiner Wahnsinn sein. Und dagegen wird gar Nichts unternommen.

Da muß einem Stummen noch die Sprache kommen. Unser Kosakenoberst nimmt sich den Mut und macht sich dran, den Menschen einmal dieses grenzenlose Elend vor Augen zu führen. Grad an diesem einen Beispiel können sies mit aller Deutlichkeit sehen. Die Sache ist ihm aufs genaueste bekannt. Sie ist, gewissermaßen, vor seinen Augen geschehen. Und wie er nun anfängt zu erzählen: wie das alles so kam, und warum es so kommen mußte, — da löst sich ihm allmählig die Zunge. Er erzählt nun alles, was er weiß, unbekümmert darum, ob es grad mal so schön in den Zusammenhang hineinpaßt oder nicht; ob der gestrenge „Literarkritiker“ die Stirn dazu runzeln wird, oder nicht. Er erzählt: was das alles für Menschen sind, und warum sie so sind. Erzählt: wie sie leben: wie sie arbeiten und feiern, hassen und lieben, leiden und sterben. Erzählt: wie der Branntwein, dieser gewaltige „Selbstherrscher aller Reußen“, das Volk immer tiefer in Elend und Verderben hineinstürzt, und wie die Aufklärung ihm auch noch den letzten und einzigen Halt wegnimmt: die Frömmigkeit. Und alles das sieht er so scharf und so richtig, und erzählts wieder so klar und so wahr, ohne Spott- und Lobgesänge, wie es noch kein einziger von seinen Landsleuten fertig gebracht hat. Daß er sich seine Erzählungskunst von Andern abgeguckt hat, macht fürs erste nicht so viel aus. Es steckt dennoch eigne, urwüchsige Kunst dahinter: eine ganz bedeutende Kraft. Vor allem aber ein Herz, so wahr und so treu!

Grauen und Schrecken erfaßt einen beim Lesen dieses Buchs. Man sollte meinen: dieses Volk müsse rettungslos verloren sein. Das wärs auch: verloren! Wenn Eins nicht wäre: die Liebe, die in diesem Volk lebt und glimmt und glüht. Eine Liebe, so weit, so groß, so stark, daß auch der allgewaltige Branntwein sie nicht totmachen kann. Die Frau, wie Praskowja sie verkörpert, die kann zuletzt noch alles retten. Vielleicht. Wenn nicht noch die „Kultur“ bis dahin alles in Grund und Boden tritt.

Wie wird dieses Buch nun aufgenommen werden? In Rußland ist einmal alles Politik. Jede schriftstellerische Tat ist zu allererst grad eine politische Tat. Und mag sies hundertmal nicht sein wollen. Das gibts einfach nicht. Eigentlich treibt auch unser Dichter Politik. Aber seine Politik richtet sich gleichermaßen gegen Regierung und Gesellschaft. Und dabei treffen diese wenigstens ebenso schwere Vorwürfe, wie auch jene:

> Kein einziger Weisheitsspruch der Zeitungen und Zeitschriften der linksstehenden Parteien, die der Untersuchungsrichter zu lesen pflegte, und aus denen er seine Ansichten und Urteile über Leben und Menschen schöpfte, war jemals mit einem geißelnden Wort gegen dieses Laster der Trunksucht aufgetreten. Wenn aber diese Göttersprüche über irgend etwas schwiegen, so wars für den jungen Rechtsgelehrten klar: daß die erwähnte Frage garnicht der Aufmerksamkeit wert sei, und auch überhaupt ganz unbedeutend.

Und wie schön, in welcher vollendeten Form er der Regierung die Wahrheit zu sagen versteht! Aber das wird ihm nichts helfen. Darum wird man doch mit ihm fertig werden. Ich meine nicht die Regierung. Sondern die Gesellschaft. „Er ist ja nur ein Reaktionär.“ Was man dem Mann nicht alles unterschieben wird! Und bereits schon getan hat. „Also nur heraus mit der Knute! Der Steppenhund muß geprügelt werden, sonst reißt er seinen Herrn in Stücke und seinesgleichen dazu!“

Wenn schon so das Urteil eines Deutschen lautet, wie oberflächlich muß erst das Urteil eines extrapatentierten „Liberalen“ drüben ausfallen. Aber auch nirgends im ganzen Buch ist was Aehnliches zu finden, das zu solchen Vermutungen, wie diese, Anlaß geben könnte. Außer man müßte schon grundsätzlich alles mißverstehen. Aus allem, was der Dichter sagt — und wo er schweigt, redet er immer noch deutlich genug — und vornehmlich wie er es sagt, spricht ein gesunder Konservatismus. (So fern ich persönlich grad dem Konservatismus auch stehen mag.) Kurz und gut, es ist zu befürchten: daß das Buch seinen Zweck, fürs erste wenigstens, verfehlen wird. Es will bloß dies Eine: Selbsteinkehr und Umkehr der gebildeten russischen Gesellschaft. Und grad daran denkt diese am allerwenigsten. Mit einer Umkehr der Regierung — etwas überaus Notwendiges! — ist für sie schon alles abgetan. Daß die gebildete Gesellschaft selber nicht auch umkehren will, ihren schwächeren Brüdern voranleuchtend, sie nach sich ziehend, — das ist ihr Verbrechen. Und das ist auch unser Verbrechen. Darum ist dies Buch auch für uns geschrieben. Obs bei uns um vieles besser ist, wie dort, weiß ich immer noch nicht.

Das Buch ist erschütternd, aber wahr. Erschütternd und wahr, wie das Leben einmal ist. Und gut geschrieben ists auch. Stellenweise wunderschön.*) Aber für Rührselige ist das Buch nicht. Sondern nur für solche, die noch einmal die Welt umgestalten wollen. Es ist, wie gesagt, eine Tat. Und will die Tat.

Karl Fritzler

Zur Protestbewegung gegen die Enzyklika

Auf den Brief in Nr. 29 sind uns einige dreißig Antworten zugegangen. Sie stehen einem künftigen Geschichtsschreiber der Protestbewegung, sofern er ein diskreter Mann ist, zur Verfügung. An dieser Stelle veröffentlichen möchten wir nur das folgende Schreiben:

Wenn es je einen Anlaß in den letzten Jahren für den Protestantismus als solchen gegeben hat, gemeinsam und öffentlich gegen eine päpstliche Kundgebung hervorzutreten, so war er jetzt geboten. Der Papst hat sich erstlich über die Formen hinweggesetzt, die heute im öffentlichen Verkehr, sei es der Staaten, sei es der Kirchen, der Völker usw. gelten; er hat das kostbare Gut, welches wir auf einem langen Wege endlich erworben haben, Ehrerbietung und Höflichkeit im Verkehr zu beweisen, seinerseits in Frage gestellt. Ehrerbietung und Höflichkeit sind aber ein kostbares Gut, mögen auch noch so viele Stoiker, Cyniker oder Fanatiker darüber lächeln und es für gering schätzen; denn Formen sind die wichtigsten Erziehungsmittel bei der Erziehung zur Gesinnung. Können wir nicht in Allen die nötige innere Gesinnung erwecken, so sollen sie doch Respekt vor ihr haben und sollen, wenn sie auch diesen nicht aufzubringen vermögen, gezwungen werden, die Schranken anzuerkennen, die der Ungerechtigkeit und Leidenschaft durch die Formen gezogen sind.

Zweitens hat der Papst die Fürsten und Völker beschimpft, welche die Reformation angenommen haben. Einen solchen Schimpf auf ihnen sitzen zu lassen, käme einer Zustimmung gleich. Der Protest gegen denselben ist kein Racheakt, sondern Schutz gegen die Vergewaltigung der Geschichte. Lassen wir die Geschichte verdunkeln, so verletzen wir unsre Pflicht gegen die Vergangenheit und bedrohen gleichzeitig die Gegenwart.

Wer aber ist berechtigt und verpflichtet, in diesem Falle auf die beiden Angriffe zu antworten, auf das Attentat gegen die guten Sitten und das Attentat auf die Geschichte? Die Antwort kann nur lauten: Jedermann, der aus irgend welchem idealen Grunde zum Protestantismus gegen den Papst hält. Die Frage aufzuwerfen und zu verneinen, ob ein so allgemeiner Protestantismus überhaupt berechtigt ist, heißt die Geschichte selbst meistern wollen. Er ist nötig, er ist da und Niemand kann und soll ihn abschaffen! Ihm steht es zu, die päpstliche Enzyklika zurückzuweisen, und indem er es tat, tat er, was er tun mußte. Bei dieser Gelegenheit in die Tiefe zu gehen und die Parole auszugeben, das Heilige dürfe nur von heiligen Händen geschützt werden, und wiederum, man solle seinen Feinden vergeben und für sie beten, ist eine vollständige Verkennung der Sachlage. Um Heiliges, wie wir Evangelische es verstehen, handelt es sich direkt überhaupt nicht, sondern um Anstand und Sitte im höheren Sinn einerseits und um die geschichtliche Wahrheit andrerseits. Auch um „Feinde“ handelt es sich nicht, sondern um die Erziehung der rückständigen Kurie, damit sie die Verkehrsformen des zwanzigsten Jahrhunderts lerne. In dem Bestreben, die guten Sitten und die geschichtliche Wahrheit zur Anerkennung zu bringen, wird der Protestantismus von weiten Kreisen deutscher Katholiken unterstützt, treuen Söhnen ihrer Kirche, die aber den römischen Ton auch nicht mögen und uns im Stillen dankbar sind, wenn wir ihn uns verbitten.

Das tiefe und aufrichtige Pathos des geistlichen Schmerzes, welches den Verfasser des Briefs angesichts der Enzyklika und der Protest-Kundgebungen ergriffen hat, vermag ich nicht aufzubringen. Leichter gelingt es mir, mich in die Seele jenes „katholischen“ Romanen zu versetzen, der über die Entrüstung der Deutschen ebenso lacht wie über die Enzyklika. „Was wollen Sie? Der Papst schreibt, wie er schreiben muß; welcher Gebildete nimmt davon ernsthaft Notiz, geschweige, daß er sich getroffen fühlt? Lachen Sie doch mit uns über diese Stimme aus der Vergangenheit!“ Ich verstehe diese Stimmung des Romanen, aber ich lache nicht und rate keinem Deutschen mitzulachen. Der Ernst steht ihm an, nicht der leichtfertige Spott. Mit Ernst und Würde sind auch tatsächlich die Proteste erfolgt, haben nur ausnahmsweise die Grenzen verletzt, die durch den Anlaß gegeben waren — den evangelischen Glauben zu verteidigen war nicht geboten — und sind in ihrem Umfange und ihrer Einmütigkeit ein Beweis, daß es nicht nur Protestanten und protestantische Landeskirchen gibt, sondern auch einen Protestantismus.

Adolf Harnack

Meinerseits nur wenige Bemerkungen:

1. Es wäre schlimm, wenn ein solcher Streit nicht Stimmungen in den Seelen auslöste, wie sie der Schreiber des Briefes in Nr. 29 empfunden hat.

*) Auch die Uebersetzung ist gut gelungen. Nur hier und da ein paar Kleinigkeiten und unnütze Fremdwörter. In Praskowjas Gebetsgesang ist der Geist und die Schönheit der Urdichtung so getroffen, wie das bei einer Uebertragung in eine andre Sprache besser nicht gut möglich ist. So was gibt erst einen Begriff von dem Zauber der russischen Volksdichtung.

2. Der Brief war ein Privatbrief an mich. Als solchen habe ich ihn veröffentlicht, und als solcher hat er seinen Wert. Er ist ein Zeugnis für eine Stimmung und Gesinnung, die ihrer Natur nach bestimmt ist, hinter dem Streit der Ueberzeugungen zu leben. Man mache sich nur einmal klar, welch eine Figur protestantische Kundgebungen gemacht haben würden, die den irrenden Papst einzig unsrer tragenden und vergebenden Liebe versichert hätten! Ausgehend, wie ich gern voraussetze, von echter Frömmigkeit, wären sie alsbald zur Farce geworden. Man kann gewisse eigenste Betätigungen christlichen Sinnes nicht zum Gegenstande öffentlicher Aktionen machen. Zum Vergleich erinnere man sich an die Versicherungen allgemeiner Buße und Bußfertigkeit, die früher zum eisernen Bestand in unsern kirchlichen Aeußerungen gehörten: wie ist man mit Recht darin zurückhaltend geworden!

3. Indem ich dennoch den Brief veröffentlichte, der als Privatbrief gut war, habe ich das Vorhandensein einer Gesinnung zum Ausdruck gebracht, die, wills Gott, still überall in unserm evangelischen Volke wirkt. Ich hätte den Brief nicht veröffentlicht, wenn ich diese Stimmung nicht von Herzen teilte. Es wäre aus ihr heraus noch viel zu sagen, zustimmend zu den Einzelausführungen des Briefes und abweichend, aber jedes öffentliche Wort von mir würde des Wertes entbehren, der dem zunächst vertraulich gemeinten Briefe eben darum zukam.

4. Zum lauten Protest bleibt Ursache genug. Das sollten die besseren katholischen Zeitungen zugeben. Man sehe nur nach Oesterreich hinüber. Wie klar und schroff werden dort die Folgerungen aus der Enzyklika gezogen! Es genügt auf das Verhalten des Paters Augustin in der Stephanskirche hinzuweisen, der des Thronfolgers Franz Ferdinand Beichtvater und Thronfolger ist. (Vgl. Frankfurter Zeitung 204 Abendblatt.) Nein, gleichviel wie man die Absicht der Kurie bei der Stilisierung ihres Erlasses beurteilen mag, Abwehr mußte und muß sein. Und keine Redensart ist hier weniger am Platze, als daß es sich um eine „innre kirchliche Angelegenheit“ der römischen Konfession handle.

5. Inwieweit man bei solchen öffentlichen Kundgebungen mit Menschen zusammenstehen darf, bei denen man eine wesentlich andre Gesinnung wahrnimmt oder voraussetzt, ist eine Frage des Geschmacks und des sittlichen Takts. Ein rigoroser Anspruch in dieser Hinsicht scheint mir der alte montanistische Irrtum in neuer Gestalt. Man kann handelnd und überhaupt sich äußernd nicht nur mit den lauteren Heiligen Gemeinschaft üben. Massen werden immer aus sehr verschiedenen Motiven gemeinsam handeln, das ist selbstverständlich. Sollte man daraus die Forderung entnehmen, daß Massen überhaupt nicht handeln sollen? Damit kommt man in der Weltgeschichte nicht durch.

R

Verschiedenes

Das Elend der neuen Welt. Von Robert Hunter. Uebersetzt von Reichstagsabgeordneten Dr. Albert Südekum. Berlin, Concordia 1908. 267 S. 2 Mk.

Mit Scham und Genugtuung habe ich die Ankündigung einer deutschen Ausgabe von Hunters Poverty gesehen. Das Buch hat hier in Amerika sofort Aufsehen erregt und hat bei seinem Erscheinen, 1904, in vier Monaten drei Auflagen erlebt. Es ist eine furchtbare Anklage gegen das amerikanische Volk. Und sie ist wahr. Man hat gegen die kolossale Gesamtziffer, mit der Hunter die Zahl der Armen schätzt, protestiert, aber im übrigen stehen, so viel ich weiß, seine Ausführungen unerschüttert. Unser nicht geringer Nationaldünkel, unsere idealisierende Betrachtung unserer freiheitlichen Institutionen, unsere rückständige Aufklärung über die Tendenzen der modernen Industrie haben der Masse des Volkes lange die Augen für die Tatsachen verschlossen, die doch schwarz und blutig rot vor uns liegen. Eine Frage, die Hunter nicht zu beantworten unternimmt, und die doch für den wissenschaftlichen Beobachter wesentlich wäre, ist die: Wie konnten solche Zustände entstehen in einem Lande, das so reich an Hilfsquellen und noch so wenig dicht bevölkert ist; in einem Lande, wo das Volk alle politischen Verteidigungsmittel gegen Unterdrückung und Ausbeutung in Händen hat; in einem Lande, wo das sittliche und religiöse Leben eine so großartige Spannkraft besitzt? Unser verspäteter und jäher industrieller Aufschwung, das lange Vorherrschen der Laissez-faire Theorien und ihr zähes Nachwirken in den Rechtsanschauungen und Gesetzen, die rein individualistische Bestimmung des religiösen Strebens bis in die neueste Zeit, die Gewohn-

heit und der große Erfolg der Selbsthilfe in den vergangenen Generationen, die Isoliertheit der eingewanderten, fremdsprachlichen Arbeitermassen, der Interessenkonflikt der verschiedenen autonomen Staaten in der Gesetzgebung zur Beschränkung des Kapitals oder zum Schutze der Arbeiter, und das Fehlen einer mächtigen Sozialdemokratie, die unser Gewissen mit Geißeln geweckt hätte, — dies sind einige Hauptgründe. Nun, es wird anders werden. Wir stehen jetzt mitten in einem großen Umschwung, und die Gruppe von Männern, zu denen Robert Hunter gehört, tragen mächtig zu diesem Umschwung bei. Er ist noch jung, wohlhabend, mit einer angesehenen und reichen New-Yorker Familie verschwägert. Als settlement worker mit den Problemen der Armut vertraut, ist er allmählich von der Philanthropie zum Sozialismus übergegangen und ist mit seinem Schwager, Phelps Stokes (der eine hochintelligente Zigarrenarbeiterin und Arbeiterführerin, Rose Pastor, geheiratet hat), eine der intellektuellen und finanziellen Stützen der jungen sozialdemokratischen Partei. Das bedeutet aber für solche Männer hierzulande nicht, daß ihr Einfluß in bürgerlichen oder christlichen Kreisen kaltgestellt würde. Solche Tatsachen können zugleich als Anzeichen dienen, welche sittliche Potenzen in Amerika vorhanden sind, sobald das Volk einmal anfängt für seine industriellen Jugendexzesse Buße zu tun.

Walther Rauschenbusch

Der russische Bauer und die Autokratie. Von Professor Wladimir Simkhowitsch. Uebersetzt von A. Goldschmidt. Heft 289/90 der Sammlung „Kultur und Fortschritt", verlegt von Felix Dietrich in Gautzsch bei Leipzig 1910. 24 S. 25 Pfg.

Was weiß denn ein guter Deutscher über Rußland und seine Bewohner? Die paar landläufigen Märchen darüber nicht mitgerechnet. Wer sich da mal ein Licht aufstecken lassen will, greife zu diesem kleinen Schriftchen. Da kann er einen guten Einblick haben in die großen Geheimnisse des Zarenreichs. Und alles genau mit Zahlen belegt. An der Uebersetzung ist nicht viel zu mäkeln. Daß aber die vielen russischen Namen der benützten Schriftquellen nicht auch noch übertragen worden sind, ist ein Unfug. Das Schriftchen selber ist sehr gut.

Karl Fritzler

Kleine Mitteilungen. Zu dem heutigen Artikel über die Vereinigten Staaten vgl. Chronik der Christlichen Welt 1910 Nr. 11 S. 123 f.

Die Enzyklika Editae Saepe vom 26. Mai ist lateinisch und deutsch mit Aktenstücken im Verlag des Evangelischen Bundes Halle a. S. soeben erschienen. 36 S. 75 Pfg.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Weltkongreß

für freies Christentum und religiösen Fortschritt

Jeder Ankommende ist dringend gebeten, sich möglichst bald nach dem Bureau des Kongresses zu begeben, um dort Teilnehmerkarten und Drucksachen in Empfang zu nehmen.

Gottesdienst, Sonderkonferenzen und Volksversammlungen sind frei.

Vorbestellung auf Teilnehmerkarten (5 M. für alle Vorträge, 10 M. mit gedrucktem Protokoll) bei dem Generalsekretär Herrn Pfarrer Dr. Fobbe, Berlin N 20, Badstr. 62. Die Karten selbst werden erst im Empfangsbureau ausgehändigt.

Zweiter Hauptteil des Programms

Von Dienstag Abend 8 Uhr bis Mittwoch Abend

„Die sympathischen Beziehungen, die zwischen den Religionsgemeinschaften und zwischen ihren verschiedenen Richtungen bestehen sollten"

Katholiken und Protestanten

Professor **Paul Sabatier** aus Paris.
Don **Romolo Murri** aus Rom, Mitglied des italienischen Parlaments: La Question religieuse et la Démocratie en Italie.
Pfarrer **A. L. Lilley**, Vicar of St. Mary's, Paddington, London: Modernism as a Basis for Religious Unity.
Dr. Funk aus Stettin, Herausgeber des Neuen Jahrhunderts: Die Arbeiten, Ziele und Aussichten des deutschen Modernismus.

Orthodoxe und freigerichtete Protestanten

Professor DDr. **Adolf Lasson** in Berlin.
Pfarrer **Reinhold Emde** aus Bremen, Herausgeber des Protestantenblattes.

Christen und Juden

Pfarrer **Perkins** aus Boston.
Claude Montefiore aus London.
Geheimrat Professor Dr. **Cohen** aus Marburg: Die Bedeutung des modernen Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit.

Christen und Freidenker

Prediger Dr. **Schieler** aus Danzig für die Freireligiösen Gemeinden.
Frau Dr. **Hertwich** für die Freie Gemeinde in Königsberg.
Lic. Dr. **Friedrich Lipsius** aus Bremen.
Pfarrer Dr. **Monod** aus Paris.
M. **Paul Hyacinthe Loyson** (Fils), Paris, Vertreter der Union des Libres Penseurs et des Libres Croyants pour la Culture Morale.
Prediger **Walbaum** in Alzey für die Freien Protestantischen Gemeinden in Rheinhessen.

Freies Christentum in und außer den Landeskirchen

Dr. **Heinrich Lhotzky** aus Pasing.
Professor Lic. Dr. **Christoph Schrempf** aus Stuttgart-Eßlingen.
Prediger D. **Appeldoorn** aus Emden für die Mennoniten.
Prediger **Gieselbusch** in Berlin für die Baptisten.
Ingenieur **Heller** aus Nürnberg für die Theosophen.
Prediger **Kücklich** in Berlin für die Evangelische Gemeinschaft.
Dr. **Junker**, Leiter des Methodistischen Predigerseminars in Frankfurt a. M., für die Methodisten.
Rev. **T. Rhondda Williams** aus Brighton: The Deeper Spiritual Unity.

Das Christentum und die nicht-christlichen Völker

Professor Dr. **Carpenter** aus Oxford.
Professor Dr. **Montet**, Rektor der Universität Genf: Christentum und Islam.
Prediger **H. Minami** aus Tokio (Christ) und Professor D. **B. Tayalitaka** von Ceylon (Buddhist): Christentum und Buddhismus.
Heramba Chandra Maitra, Prändent des Brahmo-Somaj (Bund der indischen Theisten) aus Calcutta, und
Redakteur **Promotho Loll Sen** aus Calcutta (Brahmane): Christentum und Hinduismus.

Schlußakt in **Berlin** Mittwoch 6 1/2. **Wittenberg** und **Weimar** (vgl. Nr. 29) Donnerstag. Schlußakt in **Eisenach** Freitag (Reden von Oberbürgermeister **Schmieder** und Professor **Schmiedel**). Das übrige Programm siehe Nr. 29 und 30.

☞ Letzte Nachricht. Wegen Andrangs werden einschneidende Aenderungen der Lokale nötig. Hauptquartier des Kongresses wird das Landwehrkasino Hardenbergstraße 6b beim Zoologischen Garten. Harnack hält seinen Vortrag Sonnabend früh 8 1/2 in der Universität, Auditorium maximum.

Freunde der Christlichen Welt

Donnerstag den 11. August Vormittags 10 Uhr **in Berlin** Großloge Royal York zur Freundschaft Dorotheenstraße 27
Vortrag und Verhandlung: „Zur innern Lage." Gesinnungsverwandte als Gäste willkommen.

Verein „Notwendiges Liebeswerk"

Generalversammlung Donnerstag, den 11. August 1 Uhr in Berlin, Großloge Royal York zur Freundschaft Dorotheenstr. 27.

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorsitzenden. 2. Wahl eines Rechnungsführers. 3. Kassenbericht.

Der Vorstand

Pfarrstellen

An den evangelischen Kirchen zu **St. Peter Paul** und zu **Unser Lieben Frauen** soll vorbehaltlich der Genehmigung der Aufsichtsbehörde je eine neue vierte Pfarrstelle errichtet und baldigst besetzt werden. Das Gehalt jeder Stelle, welche gemäß dem Pfarrbesoldungsgesetz vom 26. Mai 1909 zur I. gesetzlichen Gehaltsklasse gehören, beträgt 2400 Mk., steigend von drei zu drei Jahren zweimal um je 400 Mk., viermal um je 500 Mk. und zweimal um je 400 Mk. bis 6000 Mk., wobei auswärtige Amtsjahre angerechnet werden. Ferner wird eine Ortszulage von 600 Mk. bis zum dritten Dienstjahre und von 400 Mk. vom vierten Dienstjahre ab gewährt. Außerdem wird ein Wohnungsgeld gezahlt, welches bis zum neunten Amtsjahr jährlich 900 Mk., bis zum zwölften Amtsjahre 1000 Mk., bis zum achtzehnten Amtsjahr jährlich 1100 Mk. und über das achtzehnte Amtsjahr hinaus 1200 Mk. beträgt. Dagegen sind Nebeneinnahmen nicht gestattet. Bewerbungen sind bis zum 14. August 1910 an uns einzureichen,

Liegnitz, den 2. Juli 1910.

Der Magistrat

Besetzung einer Predigerstelle

An der unter unserem Patronat stehenden St. **Katharinen**-Kirche hierselbst wird die Stelle des Diakonus (dritten Geistlichen) und Kompastors der Filialkirchen **Wust** und **Prützke** durch Versetzung des bisherigen Inhabers frei.

Die Stelle gehört zu Klasse 1 des § 2 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 26. Mai 1909. Freie Dienstwohnung bestehend aus 10 heizbaren Räumen und einer Badestube ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf sofort bei uns einreichen.

Brandenburg a. H., den 23. Juli 1910.

Der Magistrat

Hausdame, gebildet, erfahren, taktvoll, nicht unter 40 Jahren, zur selbständigen Leitung des Haushalts und zur Erziehung von 2 Kindern (11 und 13 Jahre) zum 15. September in ein Pfarrhaus bei Barmen gesucht. Offerten unter **P. H.** an den Verlag.

Suche für **25 jähriges zuverlässiges Mädchen,** im Kochen und Nähen bewandert, Stellung als **besseres Mädchen** oder **einfache Stütze.** Elsaß oder Schweiz bevorzugt, Gelegenheit etwas französisch zu erlernen erwünscht. Pfarrer **Manz Britzingen P. Buggingen** (Baden).

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Einfaches Fräulein gesetzten Alters sucht einen Wirkungskreis. Möchte gerne die Führung eines ruhigen, auch frauenlosen Haushalts mit Hilfe eines Mädchens übernehmen, oder zu alleinstehender Dame oder Herrn. Betreffende ist ausgebildet in allen häuslichen und feineren Handarbeiten, hat ein mütterliches Wesen und würde event. auch Kranke liebevoll pflegen. Pfarrhaus bevorzugt. Offerten unter **W F** an die Expedition der Christlichen Welt.

Lebensberuf

Der **Rheinisch-Westfälische Diakonieverein** bildet ernstgesinnte evang. Töchter und kinderlose Witwen gebildeter Stände i. A. v. 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Kranken-, Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Geprüften Kindergärtnerinnen kann $^1/_2$ Jahr der Ausbildung erlassen werden. Während der Ausbildung bei guter Führung Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfr. m. Rückporto an den Vorsitzenden **Pfarrer Heim in Lennep,** Rheinpreußen.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von F. M. Schiele. Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen. V. 7/8. „Die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben." Von **Martin Rade.** M. 1.—, gebunden M. 1.30. Verzeichnis der Religionsgeschichtlichen Volksbücher bitte zu verlangen.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Neue Erscheinungen:

H. Gunkel: Genesis übersetzt und erklärt. 3. neugearbeitete Auflage. Mit ausführl. Registern von P. Schorlemmer.
(Göttinger Handkommentar z. A. T. hrsg. von D. W. Nowack I, 1.)
CIV, 510 S. Lex. 8°. Geh. 11 M.; in Lwbd. 12 M.; in Halbfrz. 13 M.

P. Tschackert, DDr., ord. Prof. d. Theol. in Göttingen: **Die Entstehung der lutherischen und der reformierten Kirchenlehre samt ihren innerprotestantischen Gegensätzen.** 636 S. Lex. 8°. Preis geh. 16 M.; geb. 18.40 M.

Niebergall, Prof. Lic. **Friedr.: Jesus im Unterricht.** Ein Handbuch für die Behandlung der neutestamentlichen Geschichten. Steif geh. 2,80 M, geb. 3,40 M. (Prakt.-theol. Handbibliothek, hrsg. v. Fr. Niebergall, Bd. 11.)

Julius und Evagoras. Ein philosophischer Roman von **Jac. Fr. Fries.** Neu herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von **Wilhelm Bousset.** XXXVIII, 486 S. 8°. 1910. Preis geh. 4 M, in Pappbd. 4,60 M u. in feinem, biegsamen Ganz-Lederbd. 7,50 M.

Wendland, Prof. D. **Joh.: Der Wunderglaube im Christentum.** 144 S. gr. 8°. 3 M., geb. 3,60 M.

Spitta, D. **Fr.,** Prof. in Straßburg: **Das Johannes-Evangelium** als Quelle der Geschichte Jesu. XLVII u. 466 S. Lex. 8. Geh. 15 M., geb. 16 M.

Kabisch, Lic. **R.,** Reg.- u. Schulrat: **Wie lehren wir Religion?** Versuch einer Methodik des ev. Relig.-Unterrichts für alle Schulen, auf psycholog. Grundlage. IX. 324 S. gr. 8°. 1910. Preis geh. 5,40; in Lnwd. 6 M.

Religion und Geisteskultur. Ztschr. f. relig. Vertiefung des modernen Geisteslebens. Hrsg. Lic. **Th. Steinmann.** Jährl. 4 Hefte 6 M. (Probeheft kostenfrei.)
Soeben erschienen: IV. Jahrg. 3. Heft. (Einzeln 2 M.), enthält u. a. Beiträge von Th. Steinmann, Dr. Ad. Mayer-Heidelberg, G. Wobbermin, N. Söderblom.

Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Prof. Lic. Dr. **Hugo Greßmann**-Berlin, Prof. D. **Herm. Gunkel**-Gießen, Priv.-Doz. Pfr. Lic. **M. Haller**-Bern, Priv.-Doz. P. Lic. **H. Schmidt**-Breslau, Prof. D. **W. Stärk**-Jena u. Prof. **P. Volz**-Tübingen.
Vollständig in etwa 28 Lieferungen (je 5 Bogen) je 80 Pfg.
Lfg. 5. erscheint in Kürze u. enthält:
Die Urgeschichte u. die Patriarchen nebst Einleitung in die fünf Bücher Mose und in **die Sagen des 1. Buches Mose,** von Prof. D. **Herm. Gunkel,** Bogen 1—5.
Obiges Werk bildet das Gegenstück zu den

Schriften des Neuen Testaments neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Baumgarten, Bousset, Gunkel u. A., hrsg. von Joh. Weiß. 2., verbesserte Aufl. 8. bis 20. Tausend. 2 Bde. mit Register. M. 14.—; in 2 Lwdbdn. M. 17.—; Halbfrz. M. 19.60.

Fils de pasteur français, mi-bachelier-es-lettres, cherche preceptorat dans famille.
Offerten unter **F. M.** an den Verlag.

Adressen-Arbeit im Hause be 1000 Adr. 8 Mk. Verdienst.
Karl Pornhagen, Hamburg 36.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt.

Gratis vers. Katalog über wirklich gute **Zucht- Lege- u. Rassehühner.**
M. Becker, Weidenau a. d. Sieg 125. Taus. Anerk.

Das Töchterheim des Ev. Diakonievereins
Cassel-Wilhelmshöhe, Lindenstraße
Heim für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung
Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf,** und die Leiterin **Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe.**

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit

Einige pädagogische und moralische Betrachtungen für das Jahrhundert des Kindes

von

Friedrich Paulsen

Viertes und Fünftes Tausend

8°. IV, 95 Seiten. Mk. 1.—

1. Väter und Söhne. — 2. Schuljammer von heute. — 3. Die sexuelle Moral in Frenssens Hilligenlei. — 4. Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit. — 5. Alte und neumodische Erziehungsweisheit.

Diese vortreffliche Schrift Paulsens sollte jeder Leser der Christlichen Welt besitzen, sie ist von bleibendem Wert!

Neuerscheinungen von C. Bertelsmann in Gütersloh

Die Rede unseres Herrn nach Johannes im Grundtext ausgelegt von Prof. u. Geh. Kons.-Rat D. **H. Goebel**. 15 M., geb. 17 M. — Prospekte gratis.
Wurde als ein Muster praktischer Exegese warm empfohlen.

Die philosophische Arbeit seit Cartesius nach ihrem ethischen und religiösen Ertrag. Vorlesungen an der Universität Tübingen gehalten von Prof. D. **A. Schlatter**. **2. Auflage.** 4,50 M.
Ein hochbedeutsames Buch.

H. HAESSEL VERLAG, LEIPZIG, ROSS-STR. 5-7

Walt Whitman

Ein Leben

von Henry Bryan Binns; übersetzt von Joh. Schlaf.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark

Der schlichte Titel läßt den Reichtum des Buches nicht ahnen. Man kann sagen, es steckt eine Welt darin, und übertreibt nicht. Walt Whitman ist gleichsam Siegel und Inbegriff der Vereinigten Staaten, die uns im Leben seiner Voreltern und in seiner eigenen langen Existenz von ihren Anfängen bis in die neueste Zeit in fast allen Lebensäußerungen entgegentreten. Zu Emerson und Thoreau tritt Walt Whitman als dritter Zeuge einer autochthonen amerikanischen Kultur, in der er etwa den Rang eines Klopstock einnimmt. Um seine Gesänge recht verstehen zu können, muß man den Boden kennen lernen, aus dem sie erwuchsen. Dazu hilft das Buch von Bryan Binns, das ein glänzendes Bild der Geschichte, der Kämpfe, des Wachstums der Vereinigten Staaten gibt, Landschaftsbilder von unmittelbarer Frische malt und eine geistige Kultur aufzeigt, von der wir hier in Deutschland nur wenig wissen. Das alles in mittelbarer und unmittelbarer Beziehung zu Walt Whitman, der, aus der arbeitenden Klasse stammend, nach und nach diese Lebens- und Gedankensphären durchdringt und zu Gesängen gestaltet.

Wir empfehlen **zur Lektüre für den Landaufenthalt:**

Dr. Johannes Müller

Die Reden Jesu 1. Bd. Von der Menschwerdung. 330 S.
Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt. 346 S.
Brosch. je M. 3.—, in Leinen M. 4.—, in Leder M. 5.50.

„Trotz vieler anfechtbarer Einzelheiten möchte ich dieses Buch nicht nur als das stärkste Buch des Gotterlebens, sondern auch als das tiefste Buch des Jesusverstehens bezeichnen, das wir seit lange, lange gehabt haben. Eine Menge altbekannter Jesusworte leuchten in einer ganz neuen Bedeutsamkeit und Klarheit vor uns auf. Der ganze Reichtum der Jesuswelt tritt uns erstaunlich groß entgegen. Gewiß hat schon der junge Hegel aus der Bergpredigt den Jubelschrei einer neuen, höheren Art Leben herausgehört. Gewiß haben Andere die Forderungen der Bergpredigt nicht als Gesetze, sondern als selbverständliche Aeußerungen eines entschiedenen Gottesheroismus erkannt. Aber so rein und klar und energisch ist der Weg in die Zukunft, den die Bergpredigt zweifellos in sich enthält, von Niemandem gezeigt worden wie von Johannes Müller. Man wird immer trotz mancher Vorbehalte mit der Zeit zugestehen, daß wir für das eigentliche Lebensverständnis der Worte Jesu vielleicht überhaupt noch keinem Einzelnen so viel verdanken wie Johannes Müller."

Lic. Dr. Rittelmeyer in seiner Schrift; „Was will Johannes Müller?"

Verlag von C. H. Beck (Oskar Beck) München

HANS WEGENER
Verfasser von »Wir jungen Männer«

Geschlechtsleben und Gesellschaft

Die Frage des Geschlechtslebens ist auf das innigste verbunden, gleichsam hineingefaltet in das Leben überhaupt, sodaß sie für die Allgemeinheit die Bedeutung einer Lebensfrage im eminentesten Sinne hat! Wenn man dieses Buch liest, dann ist einem zu Mute, als wenn man vor der Tür einer neuen Zeit stünde und nur darauf warte, daß sie sich öffne

Preis M 2.— · Verlag Otto Rippel, Hagen i. W.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Universität Jena

Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos

Universitätsamt

Bad Nauheim

Haus Kling Karlstr. 44

Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent **Kling**

Sanatorium (800 m üb. d. Meer) **Tannerhof**
Bayrisch Zell a. F. d. Wendelstein, 1838 m

Phys. diätet. Behandlg. Vorwieg. vegetar. Küche. Naturgemäße Lebensweise. Famil. Charakter. Keine Dienstboten. Hütten. Luftbäder bis z. Alm (1200 m). Liegehalle. Prospekt.

Dr. v. Mengershausen.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 365 676 250 M. Vermögensbestand 132 630 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1909: 4 122 833 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten nnd deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg